1,60 DM / Band 212
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Herr der roten Hölle

John Sinclair Nr. 212

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 27.07.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Herr der roten Hölle

Suko hatte die Dämonenpeitsche verloren.

Die Waffe befand sich nun in der Hand eines mächtigen Dämons, von dem er nur den Namen wußte. Der Herr der roten Hölle!

Wo und in welcher Dimension er lebte, war Suko unbekannt. Das interessierte ihn im Augenblick auch nicht so sehr. Seine Gedanken kreisten um die mächtige Waffe, die er nicht mehr besaß. Deshalb erkannte er die Gefahr zu spät, um noch aus der Zone zu gelangen.

Er hörte die Rufe von Will Mallmann, dem CIA-Agenten Don Frazer, hörte das harte Rattern einer Maschinenpistole, sah zwei Scheinwerferstrahlen wie grelle Lichtblitze vor seinen Augen, vernahm einen Knall und sah plötzlich eine Feuersäule aus dem umgekippten Lkw schießen, bevor die Explosion den Wagen zerriß.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Er barst an seiner Vorderseite auseinander wie eine überreife Frucht. Raketenartig flogen die Einzelteile in sämtliche Himmelsrichtungen davon, der Donner zerriß Suko fast das Trommelfell, und als sich der Chinese zu Boden warf und auf der weichen Friedhofserde landete, da wußte er mit erschreckender Deutlichkeit, daß er viel zu spät reagiert hatte.

Er kam nicht mehr richtig weg.

Das merkte er noch in der gleichen Sekunde, als ihn die Druckwelle traf.

Kaum hatte der Chinese den Boden berührt, als der Druckorkan an ihm zerrte und ihn in die Höhe schleuderte.

Dabei griff er weiter, spielte mit dem Chinesen, als wäre der Mann nur ein Blatt Papier, schleuderte ihn herum, wirbelte ihn um die eigene Achse und warf ihn quer über den Totenacker.

Während Sinclair, Will Mallmann und Unteroffizier Hoven ebenfalls von den Beinen gerissen wurden und irgendwo in der Dunkelheit verschwanden, traf es Suko am härtesten, denn ihn schleuderte die Druckwelle genau auf die alte Burgmauer zu.

Suko sah dies nicht, er ahnte es allerdings, denn er hatte die Augen trotz des unfreiwilligen Flugs aufgerissen und erkannte die Mauer als einen gewaltigen Schatten.

Zum Glück fand der Chinese die Kontrolle über seinen eigenen Körper und rollte sich zusammen, so daß er zwar gegen die Steine krachte, aber nicht mit dem Kopf zuerst.

Der Rücken fing den Aufprall ab.

Er war allerdings so stark und heftig, daß Suko schon hätte Gummiknochen haben müssen, um diesem Druck zu widerstehen. Da er die nicht besaß, hatte er das Gefühl, in der Körpermitte geteilt oder zerrissen zu werden. Der Schmerz wütete durch sein Inneres und strahlte ab bis zum Kopf, wo noch einmal Explosionen stattfanden, die den Chinesen in einen schwarzen Tunnel rissen.

Er landete auf der Friedhofserde und blieb liegen.

Suko war von allen, die es erwischt hatte, am weitesten geschleudert worden. Zudem lag er im Schatten der Mauer. Selbst der Widerschein des brennenden Wagens reichte nicht bis zu ihm, so daß er sich kaum vom dunklen Boden abhob und nur schwer zu entdecken war.

In einem letzten Reflex hatten sich seine Finger gekrümmt und in das feuchte Erdreich gekrallt. Die Beine waren ebenfalls leicht angezogen, so blieb er liegen.

Und so fanden ihn die beiden Skelette.

Es waren in der Tat nur noch zwei, denn eins von ihnen hatte John Sinclair mit seinem Bumerang voll erwischt. Diese magische Waffe hatte dem Skelett den Schädel vom Rumpf gerissen und beide Teile restlos zerstört.

Aber noch existierten die zwei anderen Knochenmänner, die der Herr der roten Hölle aus der geheimnisvollen Leichenstadt entlassen hatte. Und sie sahen den wehrlosen Chinesen am Boden liegen.

Geduckt näherten sich die Skelette dem Bewußtlosen. Sie hatten die Explosion gut überstanden, weil sie beide in Deckung von zwei Grabsteinen lagen, und Suko hatte nun das Pech gehabt, genau in ihrer Nähe zu landen.

Die Skelette ließen sich die Chance nicht entgehen. Während über ihre Körper die Spinnen liefen, näherten sie sich geduckt dem bewußtlosen Chinesen, der nicht ahnte, welch ein Verhängnis da auf ihn zukam.

Die seltsamen Gerippe, die bläulich schimmerten, hielten sich im Schatten der Mauer, weil sie nicht gesehen werden wollten. Zudem hatte der Mann mit dem Kreuz anderes zu tun, als sich um seinen Freund zu kümmern.

Die Knöchernen sahen, wie sich Sinclair mühsam vom Boden hochstemmte.

Da hatten sie Suko bereits erreicht.

Ohne sich irgendwelche Zeichen zu geben, herrschte zwischen ihnen vollstes Einverständnis. Sie waren aufeinander eingespielt, und sie wußten auch, was sie tun mußten, denn die Befehle waren ihnen einprogrammiert worden.

Der Mann, der vor ihnen lag, hatte die Dämonenpeitsche besessen und damit einen ungeheuren Frevel begangen. Der große Frevel war schon passiert, als die Peitsche, aus der Haut des Herrn der roten Hölle hergestellt, seinen Weg in die Hände dieses Mannes fand. Dafür mußte er bestraft werden. Und nicht nur er, auch der vorherige Besitzer sollte daran glauben.

Myxin, der Magier.

Soweit war es noch nicht. Zuvor sollte dieser Chinese sein Leben aushauchen.

Die Skelette bückten sich. Ihre knöchernen Finger wühlten den Boden unter Sukos Schulter auf, während die Spinnen dabei auf ihren Rückenknochen umherliefen.

Gemeinsam hievten sie den Körper hoch und schleiften den Bewußtlosen zwischen ihnen über das unheimliche und an manchen Stellen verbrannt wirkende Gräberfeld.

Sukos Hacken drückten in den Boden und hinterließen dort, wo er hergezogen wurde, eine Doppelspur. Die beiden Knöchernen zogen mit ihrer Beute parallel zur Mauer entlang. Sie entfernten sich immer weiter von dem brennenden Wagenwrack und damit auch von den Menschen. Für das, was sie vorhatten, brauchten sie Ruhe.

Keiner ihrer Gegner hatte sich die Mauer zuvor so gut angesehen wie sie.

Die Mauer gehörte zu einer alten, fast zerfallenen Burg, einem regelrechten Trümmerberg. Von der ehemals so prächtig wirkenden Burg war nur noch ein Stall oder Gesindehaus zurückgeblieben.

Allerdings hatten sich die Bäume gehalten, die auf dem Burghof wuchsen.

Eine Esche und daneben eine uralte knorrige Eiche, mit Ästen, die selbst Herkules kaum durchgebrochen hätte.

Auf der anderen Seite der Mauer, genau dort, wo sich auch die Skelette mit ihrer Beute befanden, gab es ein Loch, durch das ein Mensch kriechen, aber auch hindurchgeschoben werden konnte.

Wie die Skelette es mit dem bewußtlosen Suko taten. Er lag auf dem Rücken, die Knochenklauen hielten seine Beine umfaßt, und die beiden Monstren schoben ihn durch das Loch, bis auf die andere Seite der alten Mauer.

Dann krochen sie selbst hinterher.

Sie ahnten, daß der Chinese bald vermißt werden würde, deshalb mußten sie sich beeilen.

Kaum waren sie im Innern des Burghofes angelangt, da geschah etwas so unwahrscheinliches, das nur mit dem Begriff Schwarze Magie oder Höllenzauber erklärt werden konnte.

Einer der Knöchernen riß seinen linken Arm ab!

Mit der Rechten packte er kurzerhand das Handgelenk der Linken und zog daran.

Schon hielt er seinen Arm in der Hand!

Das blaue Leuchten, das für einen Moment unterbrochen war, flammte wieder auf und lief über den abgerissenen Arm, der sich innerhalb einer Sekunde veränderte.

Aus ihm wurde ein helles, dünnes, leicht glitschiges, wurmartiges Wesen, das sich an einer Seite krümmte und dort eine andere Gestalt annahm. Es veränderte sich zu einer Henkersschlinge.

Aus der Ferne konnte niemand sehen, daß diese Schlinge nicht echt war und woraus sie entstanden war, aber sie würde ihren Zweck erfüllen, das lag auf der Hand.

Das Skelett mit den beiden Armen hob Suko unter den Schulterblättern an, so daß das andere Wesen ihm die makabre Schlinge über den Kopf streifen konnte.

Nun befand sich der Chinese endgültig in den Klauen dieser dämonischen Wesen. Aus eigener Kraft konnte er sich nicht mehr befreien, das stand fest.

Reden konnten die Unheimlichen anscheinend nicht. Alles, was sie taten, geschah schweigend.

Sie schauten in die Höhe.

Ein starker Ast, ein wenig nach oben gebogen, wuchs über die Mauerkrone und eignete sich ausgezeichnet für ihr Vorhaben. Sie

brauchten den Chinesen nur auf die Mauer zu stellen, die Schlinge über den Ast zu streifen, und die Sache war gelaufen.
Sehr einfach, das alles...
Auch mit nur einem Arm konnte sich der Knöcherne geschickt bewegen. Er hockte als erster auf der Krone und streckte den Arm aus, als sein Artgenosse den Chinesen in die Höhe hievte.
Der Einarmige bekam Suko zu packen.
Die Knochenklaue wühlte sich in seine Kleidung, und wenig später stand Suko auf der Mauer, wobei er noch ein Stück zur Seite geschoben werden mußte, damit er den günstigsten Platz besaß.
Jetzt brauchten die anderen nur noch die Schlinge am Ast festzuknoten, und das Schicksal des Chinesen war besiegelt.
Da erwachte er.
Als wäre eine Uhr angeschlagen, so war der Inspektor plötzlich da und schlug die Augen auf. Zuerst wußte er nicht, wo er sich befand, er spürte drei Hände an seinem Körper und merkte die Kälte, die von ihnen ausging, wobei sie auch seine Kleidung durchdrang. Ein kühler Wind fächerte in sein Gesicht, was er allerdings mehr als eine Wohltat empfand, die auch seinem schmerzenden Schädel guttat.
Nur allmählich schälten sich die Konturen seiner unmittelbaren Umgebung hervor, und Suko stellte fest, daß er sich noch immer in der Nähe oder auf dem alten Friedhof befand.
Schlagartig kehrte die Erinnerung zurück.
Er dachte an die unmittelbar zurückliegende Vergangenheit - an den Kampf, den Wagen, die Explosion, sein Blackout - und ...
Suko schluckte, und gleichzeitig drang ein leiser Stöhnlaut über seine Lippen.
Irgend etwas stimmte da nicht. Warum stand er denn so hoch und konnte auf den Totenacker schauen? Er hatte doch vorhin noch am Boden gelegen, wenigstens vor der Bewußtlosigkeit. Einiges schien hier nicht zu stimmen.
Suko holte tief Luft. Er war ein Mann mit hervorragender Kondition und Konstitution. Zudem besaß er eine enorme Selbstbeherrschung und hatte sich auch einem geistigen Training unterzogen. Wo andere sich hängenließen, kämpfte Suko gegen das Schicksal an.
Er nahm auch jetzt die Eindrücke der unmittelbaren Umgebung in sich auf.
Zunächst spürte er den seltsamen Druck.
Er lag um seinem Hals. Als hätte man ihm eine Schlinge darunter gebunden.
Schlinge?
Etwas rastete in Sukos Hirn ein. Er schaute hoch und sah den dicht vor seinem Gesicht verlaufenden Ast, um den etwas geschlungen war, das auf ihn, Suko, zulief und unter seinem Kinn endete.

Ja, es war eine Schlinge.
Sogar eine Henkersschlinge.
Da begriff der Chinese. Innerhalb einer halben Sekunde erfaßte er die schreckliche Wahrheit. Er wußte nun, was seine Gegner mit ihm vorhatten.
Sie wollten ihn hängen!
Die Vorbereitungen hatten sie schon getroffen, sie brauchten ihren Plan nur noch auszuführen.
Suko merkte, daß es keine normale Schlinge war, die da seinen Hals umschlang. Eine Henkersschlinge bestand aus einem anderen Material, sie war auch rauher, doch der Chinese wußte auch, daß diese Schlinge den gleichen tödlichen Effekt erzielte.
Die anderen wollten sein Ende!
Aber wer waren die anderen? Wo befanden sie sich?
Suko war nicht in der Lage, den Kopf zu drehen. Zudem stand er auf dem schmalen Mauerrand und schaute auf den Friedhof hinab. Viel konnte er nicht erkennen.
Das bläuliche Leuchten allerdings nahm er sofort wahr. Neben ihm befand es sich, und Suko wußte, daß er seine Lage den Skeletten verdankte. Von zwei Seiten traf das Leuchten seinen Körper, ein Zeichen, daß die anderen ihn eingekreist hatten.
Ihr Plan war klar. Sie brauchten dem Chinesen nur einen leichten Stoß zu geben, und er fiel von der Mauer.
Und die Freunde?
Suko suchte nach John Sinclair, Will Mallmann und auch dem CIA-Mann Don Frazer. Seine Blicke streiften über den Friedhof, er sah brennende Trümmer, zuckende Flammen, deren Widerschein bizarre Schatten über den unheimlichen Totenacker warfen und auch die sich auf dem Friedhof befindlichen Menschen streifte.
Suko sah seinen Freund John Sinclair.
Aber wo befand sich dieser? Viel zu weit weg, als daß er hätte eingreifen können.
Dafür griffen die anderen ein.
Der Chinese, der unter einem Ast-und Zweiggewirr einer Eiche stand, spürte nicht nur die Kälte der Knochenhand an seinem Rücken, sondern auch die Gänsehaut, die vom Nacken her abwärts rann.
Wie lange noch? Eine Sekunde, zwei…?
Suko schrie nicht, er bettelte nicht. Er konnte sich auch nicht bewegen. Dabei hätte er versuchen können, seinen Stab zu greifen, doch eine falsche Bewegung hätten seine Gegner sofort richtig verstanden und dementsprechend gehandelt.
Suko fand sich mit seinem Schicksal ab. Er spürte die Hand in seinem Rücken, die sich langsam höher tastete und den besten Punkt suchte, um Suko sicher von der Mauer zu stoßen, hinein in das tödliche

Nichts…

***

Ich stand da und sah meinen Freund!

Eine Schlinge umschlang seinen Hals.

Ich hätte ihn für mein Leben gern geholfen, es ging nicht. Ich war zu weit vom Ort des Geschehens entfernt. Ich hätte die Friedhofsbreite überqueren müssen, und das war zuviel.

So mußte ich hilflos mit ansehen, wie Suko langsam auf seinen Tod vorbereitet wurde.

Dabei hatten wir damit nicht gerechnet, denn wir dachten schon, uns wieder auf den Rückmarsch begeben zu können, denn wir befanden uns in einem Gebiet, daß nicht gerade als ideal zu bezeichnen war. Man konnte schon Niemandsland dazu sagen, obwohl es auf dem Gebiet der DDR lag. Hier befand sich keine Stadt, kein Dorf, es gab nur Landschaft, Minen, den alten Friedhof aus dem Ersten Weltkrieg und eine verfallene Burg.

Begonnen hatte der Fall mit einer Dummheit des amerikanischen Geheimdienstes. Da war ein elektronisches Steuergerät erfunden worden, und man hatte es sich stehlen lassen. Mehr nicht.

Aber es reichte, um einige Leute verrückt werden zu lassen. Zwei CIA-Agenten, harte Burschen, wurden losgeschickt, um den Fall aufzuklären. Das schafften sie auch, und sie stellten fest, daß Spuren auf diesen alten Friedhof dicht hinter der Grenze zur DDR hinwiesen.

Die Geheimdienstleute besaßen immer Möglichkeiten, über die Grenze zu gelangen So auch hier. Durch einen geheimen Fluchttunnel erreichten sie die DDR und auch den Friedhof, um ein bestimmtes Grab auszuheben, unter dessen Erde der Gegenstand angeblich liegen sollte.

Das elektronische Meßgerät fand der CIA-Mann nicht. Dafür entdeckte er die drei lebenden Skelette. Es kam zu einer harten Auseinandersetzung, die der Agent schließlich verlor. Als sein Freund nach ihm schauen wollte, war der erste schon kein Mensch mehr. Der zweite CIA-Mann erlebte ebenfalls das Grauen, doch es gelang ihm, den drei Skeletten und dem unheimlichen Friedhof zu entkommen. Durch den Fluchttunnel schlug er sich bis auf westdeutsches Gebiet durch und sah zu, daß er so rasch wie möglich nach Washington kam. Sein Bericht schlug dort wie eine Bombe ein.

Die Experten waren völlig perplex. Sie hielten den Agenten für übergeschnappt und geistesgestört, doch Don Frazer blieb eisenhart bei seiner Aussage.

General Benson, ein hohes Tier bei der Agency, hatte schließlich eine gute Idee.

Er wußte von einem Fall in Rußland, den sein Topagent Mark Baxter

damals bearbeitet hatte. Im Laufe der Ermittlungen war er auch mit John Sinclair, Scotland Yard-Beamter, Oberinspektor und Geisterjäger zusammengetroffen. Sinclair kümmerte sich um übersinnliche Fälle und bekämpfte alle Arten von Dämonen.

Ihn wollte Benson einschalten. Der Widerstand der zuständigen Direktoren war groß. Benson setzte sich durch, und so kam es, daß Suko und ich Hilfsagenten für den CIA spielten.

Sir James war natürlich stolz, uns einsetzen zu dürfen. Durch den geheimen Fluchttunnel gelangten wir auf den alten Friedhof und erlebten dort das Grauen.

Wir erfuhren, daß dieses geheimnisvolle Geistergrab ein Einstieg in eine lodere Dimension war. Praktisch der Oberrest einer längst vergangenen Zeit.

Allerdings einer sehr schrecklichen Ära, und durch das Geistergrab bekam ich Kontakt mit den Großen Alten, Dämonen aus voratlantischer Zeit. [1]

Ich erfuhr vom Herrn der roten Hölle, und weiter, daß aus Teilen seines Körpers die Dämonenpeitsche hergestellt worden war. Die drei Skelette, die so bläulich schimmerten und mit einer Armee von Spinnen erschienen, waren seine Diener. Ein Skelett hatte ich mit meinem Bumerang köpfen können. Suko räumte mit der Dämonenpeitsche unter den gefährlichen Spinnen auf, doch die Skelette konnte er mit dieser Waffe nicht umbringen. Im Gegenteil, sie waren stärker als die Peitsche, und es gelang einem Knochenmann, die Dämonenpeitsche mit in das kühle Geistergrab zu nehmen.

Natürlich war das blaue Licht, das der Friedhof ausströmte, auch von den DDR-Grenzern gesehen worden. Zuerst wurden zwei Leute losgeschickt, um nachzuschauen.

Stefan Franke, einer davon, starb.

Dieter Hoven überlebte, blieb bei uns und erlebte den ganzen Horror dieses unheimlichen Friedhofs. Bis schließlich ein Lastwagen anfuhr. Er war mit Soldaten besetzt, doch unterwegs mußte der Wagen von den Spinnen angegriffen worden sein. Fahrer und Beifahrer waren schon keine Menschen mehr, als der Wagen auf den Friedhof raste und explodierte. Der CIA-Mann Don Frazer hatte ihn noch stoppen wollen. Selbst Kugeln aus der MPi richteten gegen den Wagen nichts aus. Im Gegenteil, Frazer wurde erfaßt und überfahren. Er war tot.

Will Mallmann, Dieter Hoven, Suko und ich hatten die Explosion zwar überstanden, aber dem Chinesen war es am schlechtesten ergangen. Die beiden Skelette hatten sich seiner angenommen.

Wir hatten Suko nicht helfen können, denn wir mußten selbst erst die Folgen überwinden. Als wir es schließlich schafften, da sahen wir den Chinesen auf der Mauer mit einer Schlinge um den Hals.

Ich stand ziemlich allein auf dem Friedhof. Will Mallmann kümmerte

sich um die verletzten Soldaten aus dem Lastwagen, und auch Dieter Hoven hielt sich weiter entfernt auf.

Aus brennenden Augen starrte ich auf die Mauer, wo Suko wie ein Denkmal stand.

Neben ihm die beiden Skelette.

Noch immer leuchteten ihre Knochen bläulich. Die gleiche Farbe, die auch das Geistergrab abgesondert hatte und damit den gesamten Totenacker erfüllte.

Ich hatte meine Waffen, aber ich konnte sie nicht einsetzen. Eine Beretta-Kugel hätte ein Skelett unter Umständen getroffen, doch wer die Dämonenpeitsche anfassen konnte, ohne zu vergehen, der widerstand bestimmt einer Kugel aus der Waffe.

Was sollte ich tun?

Mein Kreuz befand sich zwar auch am Körper, aber so weit hätte ich es nie schleudern können. Nein, Freunde, ich war hilflos und sah keine Möglichkeit, Suko zu befreien.

Er würde hängen.

Und ich mußte zusehen.

Meine Lippen formten seinen Namen, ohne daß es zu hören war. Ich fror und schwitzte zur gleichen Zeit. Die Angst steckte in meinem Körper und verkrampfte ihn.

Wann würden die Skelette Suko von der Mauer stoßen?

Da, das erste hob seinen Knochenarm.

Beim zweiten sah ich, daß es nur noch einen Arm besaß. Über den Grund wußte ich nichts, aber das beidarmige Skelett berührte Sukos Rücken schon.

Es gab keine Gnadenfrist für den Chinesen mehr. An seinen Stab konnte er auch nicht mehr heran, jede Bewegung wäre von der anderen Seite falsch verstanden und zu einem Todesurteil für den Chinesen geworden.

Es geschah etwas!

Ich hatte vorgehabt, meine Augen zu schließen, brachte es aber nicht fertig, und plötzlich bemerkte ich, wie das Skelett, daß seine Knochenklaue bereits gegen Sukos Rücken gedrückt hatte, einen Stoß bekam und von der Mauer kippte.

Gleichzeitig geriet auch das andere Skelett in Bewegung, ruderte mit seinem Arm und verschwand.

Ich stand wie vom Donner gerührt.

Nichtbegreifen spiegelte sich auf meinem Gesicht. Im ersten Moment war ich wirklich unfähig, zu reagieren.

Bis ich Will Mallmanns Stimme vernahm. »Mensch, John, das ist die große Chance.«

Und wie sie das war.

Ich blieb nicht mehr stehen, sondern jagte mit Riesensätzen auf die

Mauer zu…

***

Mein Herz hämmerte oben im Hals.

Trotz der sich mir bietenden Chance hatte ich Angst, zu spät zu kommen. Wenn die Skelette schneller waren als ich und wieder auf die Mauer kletterten, war alles umsonst. Während ich über die schief aus dem Boden wachsenden alten Grabsteine sprang, ließ ich Suko nicht aus den Augen.

Der Chinese war nicht still stehengeblieben. Er hatte die Arme erhoben und seine Hände um die verdammte Schlinge gekrallt, um sie sich vom Hals zu reißen.

Es war eine vergebliche Mühe, die Schlinge saß so hart, daß Suko es nicht schaffte.

Er hatte den Mund aufgerissen und schnappte verzweifelt nach Luft, während sein Körper von einer Seite zur anderen pendelte.

Da hatte ich die Mauer erreicht. Mit einem letzten Sprung prallte ich gegen sie. stieß mir die Ellenbogen, aber darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern.

Augenblicklich stieß ich mich ab, machte meine Arme lang, bekam die Mauerkrone zu packen und zog mich daran hoch.

Zwei Sekunden später stand ich neben meinem Partner, dessen Gesicht schon rotblau angelaufen war. Ich pendelte das Gleichgewicht aus und holte mein Kreuz hervor.

Das preßte ich gegen die Schlinge.

Es war einfach nur eine Idee gewesen, mehr nicht. Und sie brachte etwas, denn die Schlinge, die um Sukos Hals lag, veränderte sich.

Wir beide hörten das Zischen, dann verfärbte sie sich, wurde grau, weich und unansehnlich.

Einen Herzschlag später brach sie auseinander.

Suko starrte mich an. Er saugte die Luft ein, wollte etwas sagen, konnte aber nicht, und bevor ich etwas unternehmen konnte, fiel er nach vorn.

Zum Glück schlug der Chinese auf der weichen Friedhofserde auf und prallte gegen keinen Grabstein. Das bekam ich noch mit, denn im nächsten Augenblick sprang ich an der anderen Mauerseite zu Boden und somit in den Innenhof der zerstörten Anlage.

Rechts sah ich den noch stehenden Anbau, in dem ich die erste Begegnung mit den Spinnen und dem untoten CIA-Agenten Errol Boysen gehabt hatte. Und dort bewegte sich auch ein Skelett. Es war der Knochenmann mit nur einem Arm.

Er hatte sich dem Eingang schon ziemlich genähert, um zu verschwinden.

Dem wollte ich einen Riegel vorschieben.

Endlich konnte ich wieder meinen Bumerang einsetzen. Ich schleuderte ihn.

Wieder wurde er schnell. Das Skelett bekam keine Chance, der Waffe noch auszuweichen. Vielleicht hörte es noch das Sausen, dann traf ein harter Schlag seinen »Nacken« und senste ihm den Schädel vom Rumpf. Der Knochenkopf hatte soviel Schwung, daß er bis gegen die Außenwand des Gebäudes fiel und dort in zahlreiche Teile zerplatzte.

Nur ein Gegner.

Ich wartete, bis sich meine Waffe gedreht hatte und in meine geöffnete Hand zurückgekehrt war. Auf den Bumerang mußte ich wie ein Magnet wirken, und es war ein sicheres Gefühl für mich, ihn zu halten.

Allein schritt ich über den Burghof.

Das zweite Skelett mußte sich irgendwo verborgen haben.

Aber wo steckte es? Verstecke gab es nicht gerade sehr viele. Der Burghof lag ziemlich leer vor meinen Augen. Es wuchsen zwar die beiden Bäume, und ihre Äste reichten auch bis über die Mauer, aber hinter den Stämmen lauerte mein Gegner nicht.

Im Laufe der Zeit war der Burghof mit Gestrüpp, wildem Gras und Büschen überwuchert worden. Alle jedoch nicht so hoch, daß sich jemand dahinter verbergen konnte. Er mußte einfach gesehen werden, besonders dann, wenn er wie das Skelett bläulich schimmerte.

Ich hatte mich so hingestellt, daß sich die Mauer in meinem Rücken befand. In der rechten Hand lag schwer und sicher mein Bumerang, die Waffe, die lange Zeit Dr. Tod in den Händen gehabt hatte.

Zwei Skelette hatte der Bumerang vernichtet, ich hoffte, daß er auch das dritte noch schaffte, falls ich es fand.

Meine Blicke tasteten jeden Meter des Burghofs ab. Wenn ich von meinem Standort aus eine diagonale Linie zur gegenüberliegenden Seite zog, dann sah ich nicht nur die Reste der dort verlaufenden Mauer, sondern auch ein besonders hoch gewachsenes Gestrüpp, und hinter ihm schimmerte es türkisfarben.

Es war nur ein schwaches Leuchten. In der Dunkelheit jedoch fiel es mir auf.

Da steckte mein Gegner!

Ein hartes Lachein kerbte meine Lippen. Dieser Knochenmann würde mir nicht entkommen, das stand fest.

Geduckt verließ ich meinen Platz an der Mauer und näherte mich auf direktem Wege dem Versteck des Skeletts. Noch tat es nichts, spielte seine Kräfte oder magischen Fähigkeiten nicht aus und ließ mich herankommen.

Ich wich Steinen aus, die wie kleine, mit Unkraut bewachsene Hügel auf dem Innenhof ihre Stolperfallen bildeten.

Dabei überlegte ich, ob ich den Bumerang werfen sollte. Er würde

sicherlich auf sein Ziel losfliegen, ob er es allerdings auch erreichte, war fraglich, denn die Deckung vor dem Skelett war doch sehr stark. Deshalb ließ ich es bleiben und wartete, bis mein unheimlicher Gegner die Initiative von sich aus ergriff.

Das tat er auch.

Plötzlich lösten sich die Sträucher aus dem Boden, schwebten für einen Moment starr in der Luft, bevor ein bläulich schimmernder Blitz in sie einschlug und sie noch in der Luft schwebend entflammte.

Vor meinen Augen puffte es auf. Flammen leckten über die Zweige, die sich zusammenringelten und zu einer Kugel wurden. Der brennende Ball schwebte einen Herzschlag lang in der Luft, bevor er von geheimnisvollen Kräften in Bewegung gesetzt wurde und auf mich zuschoß.

Jetzt wurde es gefährlich.

Mit dem Bumerang konnte ich nicht viel anrichten, ich mußte mein Kreuz nehmen und schleuderte es dem Ball entgegen.

Als ich schon die Hitze spürte, traf das geweihte Kruzifix genau ins Zentrum.

Es war, als hätte ich einen Eimer mit Wasser darüber geleert. Zwei unterschiedliche, gegensätzliche Kräfte trafen aufeinander. Ein Zischen erreichte meine Ohren, plötzlich wölkte Dampf auf, und im nächsten Augenblick war die Kugel verschwunden.

Einfach ausgelöscht.

Ich atmete auf. Diese Gefahr war an mir vorübergegangen, doch die nächste befand sich bereits auf dem Weg.

Die zweite, brennende Kugel kam von oben. Wie ein Stück Eisen würde sie auf mich herabfallen. Mit einem Riesensatz sprang ich zur Seite. Der brennende Strauch, gelenkt durch magische Kräfte, reagierte nicht so schnell und verfehlte mich.

Sofort wieselte ich auf mein Kreuz zu, nahm es an mich und kreiselte herum.

Der zweite Strauch hatte sich noch nicht vom Boden erhoben. Ich warf mein Kreuz hinein.

Die gleiche Reaktion wie beim ersten.

Zischen, Dampf schwebte über den Boden, schwarze Flocken entstanden, die wie dunkler Schnee zu Boden rieselten.

Das hatte ich erst einmal geschafft.

Gab es noch einen dritten Strauch?

Nein, der Burghof lag leer und verlassen vor mir.

Bis auf das Skelett.

Es hatte damit gerechnet, daß meine Attacke Erfolg haben würde. Um so enttäuschter mußte es sein, daß ich noch lebte. Auf dem nebenan liegenden Friedhof hätte es die Flucht in das Geistergrab antreten können, das war hier nicht möglich, denn es gab einfach kein

Grab oder Versteck auf dem Friedhof.

Ich hatte es.

Langsam ging ich auf meinen Gegner zu. Das Kreuz in der linken, den Bumerang in der rechten Hand. So würde ich dem anderen keine Chance lassen.

Auch das Skelett sah ein, daß Flucht sinnlos war. Der Bumerang hätte es immer erreicht, deshalb blieb es stehen und erwartete mich.

Zwei Schritte vor dem Unheimlichen stoppte ich. Wieder konnte ich in seine Augenhöhlen schauen, die abermals nicht leer, sondern mit Spinnen gefüllt war. Sie und die Skelette gehörten zusammen. und beide kamen aus der Leichenstadt.

Es war ja nicht das erste Mal, daß ich mit dieser geheimnisvollen Leichenstadt konfrontiert wurde. Vor einigen Wochen war mir in Spanien das gleiche passiert, aber ich wollte endlich einmal wissen, was es mit dieser Stadt überhaupt auf sich hatte.

Und diese Antworten sollte mir der Knochenmann geben, falls er reden konnte. Zudem dachte ich an den Herrn der roten Hölle, der sich jetzt im Besitz der Dämonenpeitsche befand.

»Wo kann ich die rote Hölle finden?« fragte ich den Knöchernen und wartete auf Antwort.

Das Skelett sagte nichts, aber es reagierte. Allerdings auf eine Weise, wie ich es nie für möglich gehalten hatte, so daß ich zu dem Ergebnis kam, daß es ferngesteuert sein mußte.

In seinen sonst leeren oder nur mit Spinnen gefüllten Augenhöhlen glühte es rot auf. Es war kein festes Rot, sondern ein wallender rötlicher Nebel, der eine Szene in den beiden Augenhöhlen etwas verwischte, die sich irgendwo in einer anderen Dimension abspielen mußte.

Vielleicht in der Leichenstadt?

Wie kleine Monitore wirkten die Löcher in dem bläulich schimmernden Gesicht, und ich schaute geradewegs hinein.

Wie gesagt, es war nicht sehr klar, was ich zu sehen bekam, aber ich konnte etwas erkennen.

Eine Gestalt.

Von rotem Nebel wurde sie umwallt, und der Nebel sah aus wie große Schleier aus Blut. Irgendwie erinnerte mich die Szenerie an das Reich des Spuks, denn auch dort herrschte der Nebel vor, aber hier besaß er eine andere Farbe.

Mein Atem stockte, als sich die Gestalt aus den Schleiern hervorschälte und langsam näherschwebte.

Schaurig war sie anzusehen. Im Hintergrund sah ich einen riesigen, rötlich schimmernden Totenkopf. Neben ihm wirkte die Gestalt direkt klein, ob sie sicherlich größer war als ich.

Pechschwarzes Haar, eine braune Haut, die allerdings an den Armen

seltsame Ringe besaß, die in die Haut drückten, so daß Fleisch überquoll. Ich wurde nicht schlau aus diesen Ringen, zudem kam die Gestalt nicht näher, so daß ich sie weiterhin nur durch den roten Nebelschleier sehen konnte.

Etwas erkannte ich dennoch.

In der rechten Hand hielt sie einen Gegenstand, der mir verflixt bekannt vorkam.

Es war die Dämonenpeitsche!

Nun war ich sicher, wer da vor mir stand.

Der Herr der roten Hölle!

Durch das Skelett, das für ihn eine Art Katalysator war, gestattete er mir einen Einblick in sein unheimliches Reich, in dem der Blutnebel wahre Urständ feierte und als langer Schleier den immensen Totenkopf umwallte.

Dann wurde das Bild schwächer. Die Gestalt und der Nebel verschwanden, sie lösten sich auf, und auch die rote Farbe ging zurück. Dabei schien es, als würde sie von dem Schädel aufgesaugt. Das Schwarze trat wieder hervor, das man auch mit dem Wort Leere bei diesem Skelettschädel umschreiben konnte.

Das Gesehene hatte mich fasziniert, so laß es eine Weile dauerte, bis ich mich wieder zurechtfand. Das Skelett jedoch hatte sich schneller erholt, und es griff mich an, wobei seine knöchernen Klauenhände meine Kehle suchten.

Ich brauchte nicht einmal schnell zu sein. Bevor die Klauen noch zudrücken konnten, hatte ich sie bereits mit meinem Kreuz berührt. Der Unheimliche vor mir wurde durchgeschüttelt. Die Knochen begannen zu klappern, bevor sie weich und spröde wurden. Dabei nahmen sie einen grauen Farbton an, für mich ein Zeichen des Verfalls.

Das knöcherne Gestell sackte ineinander. Die Beine konnten das Gewicht nicht mehr tragen, und noch in der Luft wurde es zu Staub, wie auch die Spinnen, die noch bis zuletzt in seinen Augenhöhlen genistet hatten.

Die drei Diener gab es nicht mehr. Wir hatten einen kleinen Sieg errungen. Ich sage hier bewußt kleinen, denn die Dämonenpeitsche, eine ungemein wichtige Waffe, hatten wir verloren.

Etwa fünfzehn Sekunden blieb ich stehen und dachte über das eben Erlebte nach, bis ich Will Mallmanns Stimme vernahm.

»John, was ist mit dir? Alles klar?«

Ich drehte mich langsam herum.

Der Kommissar saß auf der Mauerkrone und schaute mir entgegen. Ich hob die Hand, damit er verstand, und ging selbst auf die Mauer zu.

Will reichte mir seinen Arm. Ich umfaßte das Gelenk des Freundes und ließ mir hoch helfen.

Suko wartete auf der anderen Seite.
Als ich neben ihm stand, bemerkte ich, daß er ziemlich ramponiert war. Über sein Gesicht lief Blut. Er hatte eine kleine Rißwunde an der Stirn und preßte sein Taschentuch dagegen.
»Alles in Ordnung?« erkundigte ich mich.
»Soweit ja. Nur die Peitsche.«
»Das ist eine Schande.«
»Können wir sie zurückholen?«
Ich hob die Schultern und berichtete, was ich in den Augenhöhlen des Skeletts gesehen hatte.
»Dann hat sie also der Herr der roten Hölle«, murmelte Suko. »Aber wie kommen wir an ihn heran?«
»Vielleicht über Myxin.«
»Bestimmt sogar«, meinte Suko. »Nur finde ihn mal.«
»Gibt es da nicht die Flammenden Steine?« fragte Will.
»Sicher. Allerdings hält er sich da auch nicht immer auf.«
Suko schaute zu dem Baum hoch, der fast zu seinem Schicksal geworden wäre. Dabei schüttelte er leicht den Kopf.
»Was hast du?«
Suko blickte mich an und hob die Schultern. »Ich weiß noch immer nicht, wer oder was mich da gerettet hat. Oder warst du doch daran beteiligt, John?«
»Leider nicht, so gern ich es auch getan hätte. Da waren andere Kräfte im Spiel.«
»Wir müssen es wohl so hinnehmen.«
»Sicher.«
»Und jetzt?«
»Lange können wir hier nicht bleiben«, erwiderte ich. »In der nächsten Viertelstunde wird hier die Hölle los sein. Soldaten über Soldaten. Oder liege ich da falsch?« Bei der letzten Frage schaute ich den Unteroffizier Hoven an.
»Nein, nein, ich wundere mich sowieso, daß sie noch nicht gekommen sind. Die Männer im Lastwagen…«
»Moment«, unterbrach ich ihn, denn er hatte mich an etwas erinnert. »Sind sie wirklich nur verletzt?«
»Ja, wir brauchen uns nicht um sie zu kümmern.«
»Beziehen Sie sich da mit ein?«
Dieter Hoven nickte. »Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, nehmen Sie mich mit in den Westen. Ich hatte sowieso vor, irgendwann einmal abzuhauen. So eine günstige Gelegenheit wie jetzt kommt nie wieder.«
Es war ein verständlicher Wunsch. Nur wußte ich nicht, wie Kommissar Mallmann darüber dachte.
»Meinetwegen«, sagte dieser. »Er kann mit. Hier gibt es sowieso

nichts mehr.«

Da hatte er recht. Das Geistergrab würde seine Magie kaum mehr entfalten. Die drei Skelette gab es nicht mehr. Und wer durch das Geistergrab verschwunden war, wie Stefan Franke, dem konnten wir auch nicht mehr helfen, er befand sich in einer anderen Dimension, im Reich eines mächtigen Dämons.

Die Entscheidung wurde uns leicht gemacht, denn aus der Luft hörten wir ein typisches Geräusch, wie es nur von einem Hubschrauber stammen konnte.

»Die suchen uns!« rief Hoven. »Verdammt, das ist eine Alarmstufe.«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, da sahen wir den breiten Lichtstrahl eines Scheinwerfers, der aus der Finsternis fiel und einen gewaltigen Kegel auf den Boden malte. Die helle runde Arena wanderte mit großer Geschwindigkeit weiter und würde in wenigen Sekunden den Friedhof erfassen, nebst Lastwagen.

»Weg!«

Wir jagten zu dritt auf die Mauer zu, kletterten an ihr hoch und ließen uns auf der anderen Seite zu Boden fallen. Wirklich im letzten Moment, denn der Friedhof lag plötzlich unter einem hellen Schein, und über uns hörten wir das laute Flappern der Rotorenblätter, das sich mit dem Geräusch des Motors vermischte.

Eng auf den Boden gepreßt und dicht neben der Mauer blieben wir liegen. So wurde die Chance geringer, daß man uns entdeckte. Der Hubschrauber flog nicht weiter. Die Besatzung mußte entdeckt haben, was auf dem Friedhof geschehen war.

Ich peilte nach oben, sah, daß die Maschine einen Kreis flog, und Restlich aus dem Suchscheinwerfer streifte auch den Innenhof der verfallenen Burg.

Es war zu hören, daß er landete. Wahrscheinlich würde er jenseits der gegenüberliegenden Friedhofsgrenze aufsetzen.

Das war unsere Chance, denn die Suchtrupps würden beschäftigt sein.

»Hoch!« zischte ich.

Geduckt hetzten wir über den Burghof, und ließen die Ruine hinter uns. Es blieb uns nur wenig Zeit. Wenn die anderen den toten CIA-Agenten fanden, würde eine riesige Fahndung anlaufen.

Bis dies geschah, mußten wir den Fluchttunnel erreicht haben, was natürlich nicht so einfach war, denn die Dunkelheit war wie ein schwarzes Tuch, und wir bewegten uns durch unbekanntes Gelände.

Aber wir hatten in Dieter Hoven einen guten Führer. Er war für uns ein wirkliches Plus.

Hoven kannte sich in der Gegend aus. Sehr oft war er hier Streife gefahren, und er wußte auch von versteckt liegenden Schleichwegen, die kaum von den Militärs benutzt wurden, wobei es bei einer

Großfahndung allerdings anders aussah, wie Hoven erklärte.
Das konnten wir uns gut vorstellen, und deshalb beeilten wir uns noch stärker.
Die nächtliche Ruhe war längst unterbrochen worden. Nicht nur ein, sondern sicherlich ein halbes Dutzend Hubschrauber befanden sich in der Luft. Die breiten Strahlen ihrer Suchscheinwerfer Übergossen das Land mit ihrem kalten Licht und machten die Nacht zum Tag. Auch Fahrzeuge waren unterwegs, zudem Mannschaften mit Spürhunden, und mehr als einmal sahen wir die Scheinwerfer der Geländewagen aufblitzen.
Wir sprachen kaum miteinander und verließen uns völlig auf Dieter Hoven. Wo der geheimnisvolle Tunneleinstieg lag, hatten wir uns ungefähr gemerkt, die Richtung, in die wir liefen, war also korrekt, nur das Ziel mußten wir erreichen.
Die Hänge rutschten wir hinab. Wenn wir Straßen oder Wege überquerten, suchten wir zuerst in den Gräben Deckung, bevor wir losrannten.
Einmal mußten wir uns im Unterholz verbergen, weil dicht über dem lichten Waldstück, in dem wir uns befanden, ein Hubschrauber flog, dessen Scheinwerfer mit geisterhaft fahler Helligkeit den Wald ausleuchtete.
Minuten später erst konnten wir weiter. Noch zweimal gerieten wir in gefährliche Situationen, dann hatten wir unser Ziel, den versteckten Tunneleingang, erreicht.
Fieberhaft suchten wir nach dem Kontakt, fanden ihn auch, und Dieter Hoven bekam große Augen, als er sah, was dicht vor ihm geschah.
»Das habe ich nicht gewußt«, flüsterte er.
»Sollten Sie auch nicht«, erwiderte ich und gab ihm ein Zeichen, daß er endlich vérschwand.
Als erster tauchte er ein. Will Mallmann folgte, dann kam Suko, ich machte den Schluß. Der Kommissar vergatterte unseren Begleiter aus dem anderen Teil Deutschlands zu absolutem Stillschweigen.
Das Schlimmste hatten wir hinter uns. Erschöpft lehnten wir uns gegen die feuchte Wand und holten erst einmal tief Luft. Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn, den anderen erging es nicht besser.
»Dann los«, sagte Suko.
Ich will auf eine längere Beschreibung verzichten. Nur soviel sei gesagt. Unangefochten erreichten wir den Ausstieg auf westdeutschem Gebiet.
Einen Unterschied sahen wir kaum. Auch hier die Berge, der Wald und die Einsamkeit. Allerdings waren auf dieser Seite der Grenze nicht so viele Soldaten unterwegs, wir schienen uns auf einer

menschenleeren Insel zu befinden, als wir ins Freie kletterten.

Glücklich blieben wir nebeneinander stehen.

»Das ging noch mal gut«, sagte Will Mallmann und lachte. Dabei schaute er nach Osten.

Dort war der Himmel heller. Die Männer auf der anderen Seite suchten noch immer. Sollten sie, finden würden sie sicherlich nichts. Wií waren ihnen entschlüpft.

Dann erlebten wir eine Überraschung. Hatte ich angenommen, daß wir allein hier standen, so sahen wir uns getäuscht. Hinter einem in der Nähe liegenden Strauch bewegte sich eine Gestalt.

Blitzschnell zogen wir unsere Waffen, und ich beförderte Hoven aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

»Keine Panik, Freunde«, sagte eine Stimme im breitesten Amerikanisch, so daß ich lächeln mußte und die Beretta sinken ließ. Die anderen taten es mir nach.

Sie wußten zwar außer Suko nicht genau, um was es ging, aber ich hatte den Mann längst erkannt.

Es war Mark Baxter, der Unsichtbare!

***

Nun wurde mir alles klar.

Zwar war Mark Baxter in diesem Moment sichtbar, aber als Unsichtbarer hatte er schon eingegriffen und Suko damit das Leben gerettet. Lächelnd kam er auf uns zu und streckte seine rechte Hand aus.

»Na, wenn das keine Überraschung ist«, sagte er.

»Für Sie?« Ich hielt seine Hand fest. »Sie waren doch mit uns am Friedhof.«

»Ja, das stimmt.« Baxter ging zu Suko. »War eine ziemlich haarige Sache, nicht?«

Der Chinese nickte. »Und wie, ich spüre jetzt noch den Druck an der Kehle.«

Dann bedankte er sich für seine Rettung, doch Baxter winkte ab. »Lassen Sie mal, vielleicht können Sie sich irgendwann einmal revanchieren.«

»Das hoffe ich.«

Will Mallmann und Dieter Hoven verstanden nur Bahnhof. Hoven traute sich nichts zu sagen, aber Will fragte mich. »John, da stimmt etwas nicht. Wie kommt der Mann hierher?«

»Er ist ein CIA-Agent.«

»Das habe ich mittlerweile begriffen. Nur eins ist mir nicht klar. Irgend etwas scheint er mit unserem Fall zu tun zu haben. Oder irre ich mich da?«

Er legte den Kopf schief und blickte mich fragend an.

»Nein, du irrst dich nicht.«
»Und was war los?«
Ich atmete tief ein und blies die Luft wieder aus. Will Mallmann gehörte zu meinen besten Freunden, ich hatte auch großes Vertrauen zu ihm, aber ich durfte über Mark Baxters Geheimnis nun einmal nichts sagen. Das war so abgemacht.
Ich hob die Schultern. »Weißt du, Will, die ganze Sache ist so. Dieser Fall…«
Der Kommissar verstand mich auch ohne viel Worte. »Spar dir die Mühe, John, ich weiß, wie es ist, wenn einem von höherer Stelle der Mund verschlossen wird. Das erlebe ich auch.«
»Danke, Will!«
Suko sprach flüsternd mit Mark Baxter. Dieter Hoven bekam vielleicht einiges mit, aber er begriff nicht den Zusammenhang. Schließlich hob der CIA-Mann den Kopf und wandte sich an mich.
»John, ich habe schon gehört, was mit Boysen und Frazer geschehen ist. Tut mir verdammt leid… «
Ich hob die Schultern. »Morgen kann es einen von uns treffen.«
»Sicher, aber das wollte ich damit nicht einmal ausgedrückt haben. Es ist nur so, die beiden sind völlig umsonst gestorben. Der Fall hat sich aufgeklärt.«
»Ihr habt euren Spürhund gefunden?«
»Ja, in Italien. Die roten Brigaden wollten ein großes Geschäft machen. In Neapel kam es dann zu einer Auseinandersetzung. SIFA, der italienische Geheimdienst, und die CIA haben die Kerle geschnappt. Vier waren es. Überlebt hat nur einer.«
Tief atmete ich durch. »Für uns, Mark, ist die Sache allerdings noch nicht erledigt, denn jetzt geht die Jagd erst richtig los.«
»Auf was?«
»Erzähle ich dir später.«
Baxter blickte auf seine Uhr. »Viel Zeit habe ich nicht mehr. Wenn ihr mitkommen wollt, mein Wagen steht in der Nähe.«
»Das ist doch wohl klar.«
Baxter fuhr einen großen Leih-BMW. Wir fanden darin alle Platz. Um Dieter Hoven wollte sich Will Mallmann kümmern und dafür sorgen, daß er einen guten Start bekam.
In Hof an der Saale verabschiedeten wir uns von dem Kommissar und dem Flüchtling.
»Haltet die Ohren steif«, sagte Will. »Und seht zu, daß ihr die Peitsche zurückbekommt.«
»Darauf kannst du dich verlassen«, erwiderte Suko knirschend. Danach stiegen wir in den BMW und brausten davon.
Unser Ziel war Frankfurt. Dort mußte auch Mark Baxter in Richtung USA starten. Er erreichte eine Maschine, die in London

zwischenlandete.

***

Es war Mittag, als wir in meiner Heimatstadt die Maschine verließen. Eine blasse Frühjahrssonne empfing uns. Wärmer war es auch geworden. Man merkte, daß der Winter vorbei war.

»Wie fühlst du dich?« fragte ich Suko.

»Verdammt, ich denke immer nur an die Peitsche.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte ich und steuerte eine rote Telefonzelle an. Sir James sollte schließlich wissen, daß er uns wieder hatte.

»Aber denk daran, wie es mir ergangen ist, als ich ohne Bumerang dastand.«

»So lange will ich nicht warten.«

Ich hob die Schultern und öffnete die Tür. »Wer weiß, ob wir die Peitsche wirklich schneller finden.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand.«

Bei Sir James Powell meldete sich niemand. Deshalb versuchte ich es in meinem Büro, das ich mit Suko teilte. Als ich Glendas warme Stimme hörte, fühlte ich mich wirklich wie zu Hause.

»John, du bist da?«

»Das hörst du doch.«

»Na ja, ich… ähm… « Sie war völlig durcheinander, die gute Glenda.

»Hör mal zu, Mädchen, noch befinde ich mich mit Suko auf dem Flughafen. Ist der Alte nicht zu sprechen?«

»Nein, John, er ist zu Tisch.«

»Danach wird er wieder Ärger mit dem Magen haben. Sage ihm auf jeden Fall, daß wir unterwegs sind, falls er früher zurück ist als wir.«

»Mach ich, John, und bis gleich.«

»Klar doch.« Ich verließ die Zelle und erklärte Suko, daß Sir James nicht da war.

»Das Taxi geht auf Spesen«, meinte er nur.

Der Fahrer war ein dunkelhäutiger Mensch und hielt uns wohl für Touristen. Das mußte er sich schnell abschminken. Vor allen Dingen sah ich nicht ein, daß er Umwege fuhr.

»Direkt zum Yard Building!«

»Sie sind von der Polizei?«

»So ist es, mein Freund.«

Da bekam er einen grauen Teint und sagte keinen Ton mehr. Wenn die Leute das Wort Polizei hören, bekommen sie zumeist ein schlechtes Gewissen, wie dieser Knabe hier.

Ich schaute aus dem Fenster und genoß es, wieder in London zu sein. Lange genug hatte ich ja warten müssen. Nach dem Fall mit den Killerfischen [2] war ich in Schottland geblieben und hatte erfahren

müssen, daß ich einen Ahnherrn als Dämon besaß. Gemeinsam mit Suko und meinem Vater hatte ich ihn ausschalten können. [3] Mit dem Zug fuhren wir wieder in Richtung London, kamen allerdings nur bis in den Vorort Hampstead. Weiter führte die Fahrt nicht, da dort der Bahnkörper überschwemmt war. Suko und ich stolperten über drei Leichen im Garten [4], bevor uns der nächste Fall direkt weiter nach Deutschland führte. Und diese Sache war längst noch nicht beendet. Wer konnte schon wissen, wohin uns das Schicksal als nächstes verschlug.

Ich rauchte eine Zigarette und streckte so gut es ging die Beine aus. Es war angenehm, sich einmal wieder fahren zu lassen. Genüßlich rauchte ich eine Zigarette.

Mir gefiel der Betrieb unserer Millionenstadt. Irgendwie hatte er mir gefehlt, und als der Wagen vor dem Yard Building gestoppt wurde, da fühlte ich mich richtig heimisch.

Als hoher Turm schob sich das Gebäude in den Himmel. Unser Büro lag im vierten Stock. Ich schaute ein paar Sekunden lang an der Fassade hoch und sah die zahlreichen Fenster im Sonnenlicht blitzen. Auch diese modernen Gebäude hatten ihre Schönheiten.

Der Kollege vom Empfang setzte ein freudiges Lächeln auf, als er Suko und mich sah. »Auch mal wieder im Lande?«

»Ja, mein lieber Leslie.«

»Und hoffentlich für länger«, sagte Suko.

»Ach, was ist an London denn schon dran?«

»Das werden Sie merken, wenn Sie mal längere Zeit nicht hiergewesen sind«, erwiderte ich.

»Kann sein.«

Der Lift brachte uns in den vierten Stock. Dickes Kreppapier lag auf dem Gang. Ich sah ein Gerüst und mehrere Leitern. Die Anstreicher machten Pause.

»Wenn wir noch länger wegbleiben, erkennen wir unseren Stall überhaupt nicht mehr wieder«, meinte Suko.

»Du sagst es«, erwiderte ich und stieß die Tür zum Vorzimmer meines Büros auf.

Glenda fuhr herum. Ich hatte bewußt nicht angeklopft. Fast hätte sie mit dem Ellbogen noch das Fläschchen mit dem Nagellack vom Schreibtisch geräumt.

Um Haaresbreite wischte der Arm daran vorbei.

»Himmel, John, hast du mich erschreckt!« rief Glenda und sprang auf, wobei sie mit den Händen wedelte, um den Lack auf ihren Fingernägeln schneller trocken zu bekommen.

Ich grinste. »Ja, ja, die große Zeit des Faulenzens ist vorbei. Wir sind wieder da, und jetzt geht es rund. Du kannst die Kaffeemaschine schon anstellen…«

»Ist bereits fertig«, sagte Glenda und begrüßte auch Suko. »Sein Tee ebenfalls.«

»Perfekt, perfekt, wirklich.« Ich nickte anerkennend. »Wie die ideale Ehefrau, oder was meinst du, Suko?«

»Wenn du das sagst.« Der Chinese verschwand in unserem Büro, um mit Shao zu telefonieren. Sie machte sich bestimmt Sorgen um ihren Freund, und Suko wollte sie nicht länger im Unklaren lassen.

Ich blieb noch bei Glenda und deutete auf ihren neuen blauen Rock, der aussah, als hätte jemand mit der Schere einige Fetzen herausgeschnitten. Allerdings konnte ich durch die Löcher nicht Glendas wohlgeformte Beine erkennen, sondern einen zweiten dünneren Rock von etwa der gleichen Farbe. Dieser Stoff glänzte ein wenig.

»Hast du den vom Lumpensammler geholt?« fragte ich.

Ihre Augen blitzten. »Du weißt mal wieder nicht, was in diesem Frühling en vogue ist?«

»Was bitte?« Ich legte meine Hand an das Ohr.

»Modern, meine ich.«

»Ach so. Der Pullover auch?« Er war weiß, ziemlich dünn und zeigte blaue Querstreifen.

»Der ist noch vom vorigen Jahr. Aber daran wirst du dich bei deinem kurzen Gedächtnis wohl kaum erinnern können.«

»Leider nicht. Kannst du mir noch mal verzeihen?« fragte ich betrübt.

»Ausnahmsweise.« Dann aber war sie an der Reihe. »Und du, John, siehst aus, als wärst du gerade aus einem Schlammloch gekommen. Von sauberer Kleidung hältst du wohl nicht viel.«

»Doch, aber meine Gegner nicht.« Suko und ich waren in der Tat noch nicht dazu gekommen, uns umzuziehen. Die Zeit reichte einfach nicht. Ich winkte Glenda zu und ging in mein Büro.

Auf der Schwelle blieb ich abrupt stehen. Erst jetzt dachte ich darüber nach, daß ich keinen Ton gehört hatte. Normalerweise hätte ich Suko, da die Tür nicht geschlossen war, reden gehört.

Das war nicht der Fall.

Und ich sah den Grund.

Mein Freund war viel zu perplex gewesen, um sprechen zu können. Er saß wie eine Statue hinter seinem Schreibtisch und hielt etwas in der Hand.

Die Dämonenpeitsche!

Schon oft in meinem Leben bin ich von irgendeiner Sache überrascht worden. Diese hier gehörte zu den außergewöhnlichsten. Zuerst glaubte ich, meinen Augen nicht trauen zu können. Ich wischte mir darüber, doch das Bild verschwand nicht. Suko saß tatsächlich hinter seinem Schreibtisch und hatte mit den Fingern seiner rechten Hand den Griff der Dämonenpeitsche umklammert.

Er starrte sie an, als wäre sie ein fremdes Wesen. Da war der dunkle, grünbraune Griff und die Öffnung, aus der normalerweise die Riemen fuhren, wenn der Chinese einen Kreis über den Boden schlug.

»Na so was«, sagte ich und ging in das Büro hinein. Neben Sukos Platz blieb ich stehen. Der Chinese reagierte nicht. Ich stieß ihn an.

»He, Alter, was ist los?«

Da zuckte er zusammen und hob den Kopf. Suko schien aus einem Traum zu erwachen, so kam es mir jedenfalls vor.

»Mann, Dicker, was hast du?«

»Die Peitsche, John…«

Ich lachte. »Ja, das sehe ich. Du hast sie wieder. Freu dich doch…«

Er hob die Schultern und schüttelte gleichzeitig den Kopf, was gar nicht so einfach war.

»Nein«, murmelte er. »Irgend etwas stimmt dabei nicht.«

»Wieso?« Ich zog endlich meine dicke Jacke aus, schob den Stuhl vor und nahm Platz, wobei ich geflissentlich die Aktenstöße übersah, die meinen Schreibtisch bedeckten.

»Ich kam hier rein, setzte mich, nahm den Hörer und wollte Shao anrufen…« Suko stockte, so daß ich Zeit hatte, mir eine Zigarette aus der Schachtel zu nehmen.

»Und dann?«

»Plötzlich flimmerte es vor meinen Augen. Bevor ich noch was dagegen unternehmen konnte, bekam ich den fürchterlichen Stoß Schwarzer Magie Dem hatte ich nichts entgegenzusetzen. Er schleuderte mich zurück, und ich wußte für Sekunden nicht, was überhaupt war. Als ich dann wieder zu mir kam, sah ich die Peitsche. Sie lag genau auf meinem Schreibtisch. Vor meinen Augen.«

»Dann hat sie sich materialisiert«, murmelte ich. »Was sagst du?«

»Ja, natürlich.« Suko schaute auf die Peitsche, die er wie einen Fremdkörper in der Hand hielt. Ein feines Lächeln kräuselte seine Lippen. »Ich frage mich nur, welchen Grund der Herr der roten Hölle gehabt haben soll, uns die Peitsche zurückzugeben?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen«, erwiderte ich und packte die Zigarette wieder ein. »Viel schlimmer ist für mich, daß er es überhaupt geschafft hat.«

»Wieso?«

»Daß er die Kraft besitzt, Gegenstände aus seiner Dimension in die unserige zu transferieren. Er verfügt also über eine Art Dimensionsbrücke.« Dies wiederum zeigte mir, wie mächtig der Dämon war. Herr der roten Hölle, das war wirklich nicht übertrieben.

Suko stimmte mir zu. Dann senkte er den Arm und legte die Peitsche auf den Schreibtisch. Genau schaute er sie an.

»Ist es überhaupt die echte?« fragte ich.

» Wie meinst du das?«

»Es kann ja auch ein Duplikat sein, das uns der Gegner untergejubelt hat.«

»Nein, nein, ich kenne sie doch.«

»Dann laß mal die Riemen ausfahren.«

Das wollte Suko. Da jedoch betrat Glenda Perkins mit einem Tablett den Raum. Sie brachte meinen Kaffee und Sukos Tee. Vorsichtig stellte sie das Tablett ab.

Der Duft vermischte sich und wehte unseren Nasenlöchern entgegen. Irritiert schüttelte Glenda den Kopf.

»Was ist los?« fragte sie und schaute mich dabei an. »Du machst ein Gesicht, als wärst du auf einer Beerdigung.«

Ich hob beide Hände und spreizte sie. »Es hängt mit der Dämonenpeitsche zusammen.«

»Wieso, die ist doch völlig normal.«

»Klar, aber das ist das Problem.«

Glenda tippte sich gegen die Stirn. »Sagt mal, wollt ihr mich auf den Arm nehmen?«

Mein Lächeln zeigte Freude. »Würde ich zwar gern tun, aber nicht jetzt«, erwiderte ich, beugte mich vor und nahm einen Schluck Kaffee. Er schmeckte vorzüglich. Ihn hatte ich wirklich lange vermißt. Wenn mich etwas zwingt, in mein Büro immer wieder zurückzukehren, dann ist es sicherlich nicht Sir James Powells Anblick, sondern der Kaffee meiner Sekretärin Glenda.

Suko hatte die Peitsche in die Hand genommen. Sein Gesicht war glatt, bis auf die Stirn. Sie zeigte kleine Wellen in der Haut, für mich ein Beweis, daß der Chinese über irgend etwas nachdachte oder mit einer Sache nicht zufrieden war.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

Er hob die Schultern. »Da gefällt mir einiges nicht. Welchen Grund sollte der Herr der roten Hölle gehabt haben, uns die Peitsche wieder zurückzugeben?«

»Vielleicht hatte er keine Verwendung dafür.«

Suko lachte auf. »Der und keine Verwendung für eine starke schwarzmagische Waffe? John, das glaubst du doch selbst nicht. Nein, nein da steckt etwas anderes dahinter.«

»Und was, bitte?« erkundigte sich Glenda. »Ihr macht hier ein Geheimnis um die komische Peitsche…« Sie hob die Schultern und verließ den Raum.

Die Tür schloß sie nicht, sondern ließ sie spaltbreit offen. Die Peitsche und vor allen Dingen ihr plötzliches Erscheinen stellte uns in der Tat vor ein großes Rätsel. Leider wußten wir nicht, wie wir es lösen sollten.

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, Suko, aber ich kann dir da auch nicht helfen. Zeig mal die Peitsche her.«

»Nein, warte noch.« Der Chinese nahm sie hoch, drehte sie in der Hand und schaute sie sich von allen Seiten genau an. Sie sah aus wie immer. Da gab es keinerlei Veränderungen. Die dunkle Farbe des Stiels, die Öffnung, aus der die Riemen fielen, es gab einfach keinen Unterschied. Suko hielt seine Dämonenpeitsche in der Hand.

»Warum ist sie mir auf diese seltsame Art und Weise zurückgebracht worden? « erkundigte sich Suko murmelnd. Dabei meinte er sich selbst und nicht mich.

»Weil unsere Gegner keinen anderen Weg sahen«, erwiderte ich und wußte selbst, wie lahm sich das anhörte.

»Sie oder er hätte die Peitsche ebensogut behalten können«, meinte Suko. »Warum gibt man sie uns zurück, John? Da stimmt was nicht. Und zwar eine ganze Menge.«

»Dann laß sie mal ausfahren.«

Suko warf mir einen schrägen Blick zu. »Bisher habe ich mich davor gefürchtet. Ob du es glaubst oder nicht.«

»Was ist mit dir los, Mensch? So kenne ich dich gar nicht. Irgendwie bist du anders.«

Suko erwiderte nichts. Sein Gesichtsausdruck zeigte Konzentration, als er die Peitsche hochhob, sie senkte und dann einen Kreis über den Boden schlug.

Ich hatte mich in meinem Stuhl zurückgesetzt und ihn auch zurückgeschoben, damit ich einen besseren Blickwinkel besaß. Die drei Riemen fielen aus der Öffnung.

Völlig normal…

»Na bitte«, sagte ich und hob die rechte Hand. »Ist doch alles in Butter.«

Suko legte die Peitsche auf den Tisch. Mit den ausgefahrenen Riemen. Sie bildeten auf der Unterlage Schlangenlinien. Suko berührte sie.

»Und?«

Der Chinese schaute mich an. »Völlig normal, John. Wirklich, da kann man nichts sagen.«

Erleichtert atmete ich auf. »Du siehst es, Suko. Wahrscheinlich hast du dir umsonst Sorgen gemacht. Der Herr der roten Hölle hat sich so über die Peitsche geärgert und auch darüber, daß die Riemen aus seiner Haut geflochten sind, daß… «

Weiter sprach ich nicht, denn Suko und ich hatten mitbekommen, wie im Vorzimmer die Tür aufgestoßen wurde.

»Guten Tag, Sir.«

Glendas Stimme erklang. Wenn sie so sprach, dann konnte nur einer den Raum betreten haben.

Sir James Powell, unser Chef, ein hervorragender Stratege, Golfspieler, Clubmitglied und Magengeschwür-Liebhaber, so jedenfalls

sahen wir ihn und viele andere auch.

»Die beiden sind da?« hörten wir ihn.

»Ja, Sir.«

»Kommen Sie ruhig rein, der Baum brennt noch!« rief ich und freute mich jetzt schon auf das Gesicht, das Sir James ziehen würde. Lässigkeit mochte er nicht, denn er gehörte zu den Engländern, die noch dem großen alten Empire nachtrauerten.

Dann stand er in der Tür. Seine Mundwinkel hatte er verzogen, und er machte ein Gesicht, als hätte sich das Magengeschwür ausgebreitet.

»Da sind Sie ja endlich«, begrüßte er uns.

Als wir aufstehen wollten, winkte er ab und nahm auf dem dritten Stuhl Platz, zog seine Bügelfalten korrekt hoch und schaute uns an. »Ich habe einiges von Ihnen gehört.«

»Inwiefern, Sir?« hakte ich nach.

»Na, an der Grenze ist es ziemlich rundgegangen«, erklärte er, wobei ein feines Lächeln seine Lippen kräuselte. »Sie haben sich gut aus der Affäre gezogen. Kompliment.«

»Danke, Sir.«

»Natürlich brauche ich über Ihre letzten Fälle einen schriftlichen Bericht. Sie sind ja inzwischen abgeschlossen, und Sie können…«

»Sorry, Sir, die Fälle sind nicht abgeschlossen.«

In den Augen des Superintendenten blitzte es überrascht. »Nicht?« dehnte er.

»Nein, es hat schwere Probleme gegeben. Wir sind bei unserem letzten Fall in der DDR auf ein geheimnisvolles Geistergrab gestoßen und haben durch dieses Grab auch eine Spur zu dieser Leichenstadt gefunden, von der Sie bereits wissen.«

»Die Spanien-Sache?«

»Genau, Sir.«

Der Superintendent krauste die Stirn und knetete seine Wangen. »Das sieht allerdings etwas dumm aus.« Er atmete tief ein und rief nach Glenda.

Die kam sofort. Immer wenn sie direkt mit Sir James sprach, bekam sie einen roten Kopf. »Haben Sie einen Wunsch, Sir?«

»Ja, bringen Sie mir bitte mein Wasser.«

»Natürlich, Sir.«

Oh, der Alte wollte bei uns bleiben. Mal was ganz Neues. Warum auch nicht? Er machte eine auffordernde Handbewegung, die ich genau verstand. Während Suko noch immer auf die Dämonenpeitsche schaute, begann ich zu berichten.

Sir James war ein aufmerksamer Zuhörer. Ich kannte das Spiel, zündete mir die Zigarette an und trank die Tasse in kleinen Schlucken leer. Zwischendurch kam Glenda mit dem kohlensäurefreien Wasser. Der Superintendent bedankte sich mit einem Nicken, während er

langsam trank. Hin und wieder warf er einen Blick auf die Peitsche und auf meinen Partner Suko.

»Und jetzt trauen Sie dem Braten nicht?« erkundigte er sich, als ich fertig war.

»So ist es.«

»Es ist in der Tat interessant«, murmelte er. »Die Hinweise auf die Großen Alten häufen sich.«

»Noch hält es sich im Rahmen, Sir.«

Der Superintendent ging darauf nicht ein, sondern wandte sich an Suko. »Und Sie haben nichts weiter an der Peitsche feststellen können?«

»Nein, Sir.«

»Darf ich mal sehen?«

Überrascht schaute mich der Chinese an. Das hatte es noch nie gegeben, daß sich Sir James mit der Dämonenpeitsche abgab. Ich konnte mir eine Waffe in seinen Händen überhaupt nicht vorstellen. Dazu noch die wirklich außergewöhnliche Dämonenpeitsche.

Er nahm sie trotzdem.

Ein wenig vorsichtig balancierte er sie zwischen seinen Fingern, runzelte die Stirn und schaute auf die drei Riemen. Wahrscheinlich hatte er sie noch nie ausgefahren gesehen und zeigte deshalb ein etwas skeptisches Interesse.

»Sie haben keinerlei Unterschiede festgestellt?« erkundigte er sich noch einmal.

»Nein, Sir«, antwortete Suko.

»Dann finden Sie sich damit ab, daß Ihr Gegner eben nichts mit der Waffe anfangen konnte.«

»Was zumindest sehr ungewöhnlich ist, Sir.«

»Möglich.« Sir James beugte sich vor und wollte die Peitsche wieder auf den Tisch legen.

In diesem Augenblick reagierte sie, und wir erlebten, mit welch einer Tücke uns der Dämon reingelegt hatte…

***

Bevor auch nur einer von uns eingreifen konnte, hatten sich die Riemen zusammengerollt und fuhren schon einen Herzschlag später wie der Kelch einer Blüte auseinander. Aber sie blieben dabei nicht stehen. Im Gegenteil, sie schwangen wurmartig nach allen Seiten weg, ringelten sich dabei, schnellten auf Sir James Powells Gesicht zu, und bevor dieser sich versah, klatschten die drei Riemen gegen seinen Kopf.

Für eine unendlich lange Sekunde saßen wir steif auf unseren Plätzen. Vielleicht begriffen wir das Ungeheuerliche nicht ganz, bis unser Chef plötzlich aufschrie und sich auf dem Stuhl herumwarf, so

heftig, daß das Sitzmöbel fast umgekippt wäre.

Dann riß Sir James seine Arme hoch und preßte die Hände gegen sein Gesicht. Aus seiner Kehle drang ein tiefes Ächzen, und wir sahen, daß die Peitsche, wie von unsichtbaren Fingern geführt, zu einem zweiten Hieb ausholte.

Der Chinese saß näher an Sir James als ich. Bevor die drei Riemen ein zweites Mal in das Gesicht des Superintendenten klatschen konnten, hatte Suko reagiert.

Seine Armbewegung war kaum zu verfolgen, dann jedoch umklammerte seine Hand den Griff der Peitsche und riß sie aus der Schlagrichtung. Die Riemen verfehlten ihr Ziel.

Dicht neben Sir James' Schulter wischten sie vorbei. Gleichzeitig drehten sie sich und versuchten, Sukos Kopf zu treffen.

Der Chinese bemerkte die Gefahr rechtzeitig genug und schleuderte die Peitsche zur Seite.

Dicht an der Tür blieb sie liegen, die in diesem Augenblick von Glenda Perkins aufgestoßen wurde, denn auch sie hatte die Geräusche vernommen.

»Weg!« brüllte ich, als sie auf der Schwelle stand.

Glenda begriff nicht so rasch. Sie hielt sich am Rahmen fest, und ihre Augen waren auf die Peitsche gerichtet. Glenda Perkins schwebte in einer schrecklichen Gefahr, die sie überhaupt nicht überblickte.

Aber ich.

Mit einem gewaltigen Satz schnellte ich vom Stuhl, und bevor die Peitschenriemen gegen sie klatschen konnten, hatte ich den in der Luft schwebenden Stiel ergriffen und die Peitsche herumgerissen. Damit brachte ich sie auch aus der unmittelbaren Gefahrenzone, und Glenda konnte aufatmen, während Sir James auf seinem Stuhl saß und beide Hände gegen sein Gesicht geschlagen hatte.

Ich wußte nicht genau, was passiert war, aber mir war klar, daß wir alle in einer großen Gefahr schwebten, wenn es uns nicht gelang, der Peitsche Herr zu werden.

Das versuchte ich durch mein Kreuz.

So schlimm es auch war, eine andere Lösung sah ich nicht. Ich wollte und mußte diese Waffe zerstören, die uns schon so große Dienste erwiesen hatte.

Bevor sich die drei Riemen auf mich einpendeln konnten, hatte ich die Kette über den Kopf gestreift. In der linken Hand hielt ich den Peitschengriff, den Arm hatte ich dabei ausgestreckt, rechts hatte ich das Kreuz. Es schaute aus der Faust hervor, und ich hoffte, daß seine Stärke ausreichte, um die Peitsche zu besiegen.

Deutlich spürte ich die magische Kraft der Waffe. Dabei fragte ich mich, ob es tatsächlich noch die Peitsche war, die wir kannten.

Ein heißer Strom schien durch meinen Arm zu laufen. Er pflanzte

sich fort bis in das Schultergelenk. Es gelang mir nicht, den Arm ruhig zu halten. Er wurde geschüttelt, als liefen Fieberschauer durch ihn, und ich hatte Mühe, die Peitsche auf Abstand zu bringen.

Suko und Glenda schauten zu. Sir James hatte seinen Körper nach vorn gebeugt und hielt weiterhin die Hände vor sein Gesicht gepreßt. Im Augenblick drang kein Laut über seine Lippen, aber sein Körper zuckte, er wurde von Krämpfen geschüttelt.

Ich hielt das Kreuz an der Kette fest und warf es den drei Riemen entgegen.

Treffer!

Da schrie ich auf, denn eine feurige Lohe lief durch meinen Arm. Das Resultat zweier gegensätzlicher Kräfte, die aufeinanderprallten und von denen jeder gewinnen wollte.

War das Kreuz stärker?

Ja, es war!

Die drei Riemen, stark und wie festes Leder aussehend, veränderten sich. Sie wurden stumpf und grau, wirkten auf einmal brüchig und waren schließlich nur noch läppische Anhängsel. Verdorrt und sich langsam auflösend, bevor sie zu Boden fielen und endgültig vergingen. Als kleine Staubhäufchen blieben sie liegen. In meiner Hand befand sich noch der Griff.

Ich öffnete die Faust, und auch er fiel zu Boden, wobei er neben dem Staub liegenblieb.

Die Dämonenpeitsche war vernichtet.

Zwei Sekunden herrschte Stille. Selbst Sir James Powell sagte keinen Ton.

Und Suko? Selten hatte ich sein Gesicht so gezeichnet gesehen. Da spiegelten sich Entsetzen, Nichtbegreifen und Trauer. Er hatte eine Waffe verloren, die ihm und auch mir in vielen Situationen das Leben gerettet hatte.

Nun war sie vernichtet.

»John!« flüsterte er, »was hast du da getan?« Seine Worte gingen mir verdammt durch, Freunde. Aber was hätte ich machen sollen? Mir war nur diese eine Möglichkeit geblieben. Die Dämonenpeitsche war völlig aus der Bahn und aus der Art geschlagen. Sie hatte genau gegensätzlich reagiert wie üblich. Sie wollte das Gute nicht verteidigen, sondern vernichten.

Ihr wahrer Herr hatte die Peitsche umprogrammiert, und Wir waren der Gefahr im letzten Augenblick entronnen.

So und nicht anders sah es aus!

Das sagte ich auch Suko in wenigen Worten. Er schüttelte den Kopf und flüsterte: »Vielleicht hätte es doch eine Lösung gegeben.«

»Möglich, aber dann wäre es unter Umständen zu spät gewesen. Daran solltest du denken.«

Er nickte, ohne überzeugt zu sein.

Im Augenblick jedoch war Sir James wichtiger. Der Superintendent saß vornübergebeugt auf seinem Stuhl und hielt seine Hände noch immer gegen das Gesicht gepreßt. Ich näherte mich meinem Chef und sprach ihn an.

Er hörte meine Worte und nahm die Hände vom Gesicht weg.

Fast hätte ich einen erschrockenen Ruf ausgestoßen. Im letzten Augenblick konnte ich mich fangen, denn durch meine Reaktion hätte ich Sir James nur noch mehr beunruhigt.

Die Peitsche hatte ihn gezeichnet!

Drei Riemen, wuchtig geschlagen, zeigten Spuren in seinem Gesicht, die vielleicht bleiben würden. An der rechten Wange fing es an. Es war ein langer roter Streifen, der sich von der Stirn bis zum Mundwinkel zog und bei genauerem Hinsehen einen violetten Schimmer aufwies. Der zweite Streifen hatte einen Querstrich in sein Gesicht gemalt. Er lief über die Nase und hätte fast noch die Lippen berührt. Hinzu kam der dritte Treffer. An der linken Gesichtsseite zu erkennen. Ebenso breit wie die beiden anderen, aber nicht so lang. Am Haaransatz war er abgeglitten.

Meine Frage kam mir dumm vor, aber mir fiel wirklich nichts anderes ein. »Sir James, wie geht es Ihnen?«

Der Superintendent hob den Kopf. Aus weit geöffneten, traurigen Augen blickte er mir ins Gesicht. »Die Schmerzen!« flüsterte er. »Sie… sie sind wie Messer, die in meine Haut schneiden.«

Ich hörte Schritte. Glenda Perkins kam. Das Entsetzen stand noch in ihrem Gesicht. Sie war unnatürlich blaß, wie eine Tote, die man wieder ins Leben geholt hatte. Ihre Lippen zitterten, als sie fragte: »Soll ich einen Arzt holen?«

Ich nickte.

Glenda ging in ihr Vorzimmer und wählte eine Telefonnummer. Suko hatte sich gesetzt. Ich erfaßte mit einem schnellen Seitenblick, daß er den Kopf senkte und zu Boden starrte. Ein Blick ins Leere. Er sagte mir genug darüber aus, wie es in seinem Inneren aussah.

Wieder schaute ich Sir James an. Sein Gesicht war zu einer Grimasse verzogen. Wo die drei Riemen die Haut getroffen hatten, gab es sie einfach nicht mehr. Wir sahen auch keine Fetzen von ihr auf dem Boden liegen. Sie hatte sich einfach aufgelöst, war zerstört worden durch die magische Kraft der Peitsche.

Tief atmete ich ein. Unser Büro kam mir plötzlich wie ein Fremdkörper vor. Dämonische Kräfte hatten Einzug gehalten. Das war schon einmal passiert, als es fast explodiert wäre. Dies lag allerdings lange zurück. Andere hatten uns bewiesen, wie mächtig sie waren. Eine uralte, geheimnisvolle Magie hatte zugeschlagen und gezeigt, daß wir nur Spielbälle in ihren Händen waren.

Tatsächlich nur Spielbälle?

Ich merkte, wie es in mir hochstieg. Es war die Wut, die immer dann kam, wenn wir eine Niederlage erlitten hatten. Gewissermaßen eine Trotzreaktion. Auch wenn wir die Dämonenpeitsche verloren hatten, so einfach wollten wir es der anderen Seite nicht machen. Suko würde ebenso denken, davon war ich überzeugt. Er mußte erst einmal seinen Schock überwinden, dann sahen wir weiter.

Glenda erschien wieder. »Der Arzt ist gleich hier«, erklärte sie mit leiser Stimme.

»Gut.«

Dann sprach Sir James. Zuerst atmete er pfeifend ein. Er hatte Mühe, zu reden, denn die Schmerzen mußten gewaltig sein. Aber er riß sich mit nahezu übermenschlicher Kraft zusammen. Aufgeben wollte er nicht, nein, das war nicht seine Art.

»Findet ihn!« flüsterte er. »Findet und vernichtet ihn. Den Gefallen müßt ihr mir tun.«

»Sir, wir werden es schaffen«, erwiderte ich und versuchte, meiner Stimme einen optimistischen Klang zu geben. »Ich verspreche Ihnen, daß wir es schaffen, und auch Sie werden wieder der alte, dafür sorge ich. Sie können sich darauf verlassen!«

Er schaute mich an. Zum erstenmal merkte ich, daß es zwischen meinem Chef und mir so etwas gab, das man nicht erklären konnte. Vielleicht waren es Ströme, die zwischen uns flossen, auf jeden Fall spürte jeder das Zusammengehörigkeitsgefühl. Wir standen mächtigen Gegnern gegenüber, sie hatten wieder zugeschlagen, diesmal sehr hart, aber wir wollten nicht aufgeben.

»Machen Sie weiter, John«, hauchte Sir James. »Verdammt, machen Sie weiter. Wir… wir lassen uns nicht beirren…«

Plötzlich bäumte sich sein Körper auf, Speichel sprühte vor seinen Lippen, dann sackte er zusammen.

Sogar Suko sprang auf seinem Stuhl hoch. Und er hatte den gleichen fürchterlichen Gedanken wie ich.

War Sir James Powell tot? Hatte ihn die Schwarze Magie endgültig zerstört?

Mein Herz klopfte wie verrückt. So ähnlich hatte ich gefühlt, als ich an der Bahre der toten Nadine Berger stand. Schweißausbrüche näßten meine Kleidung. Ich warf einen Blick zur Seite und sah meinen Partner Suko. Auch er war blaß wie ein weißes Leinentuch und wußte im Augenblick nicht, wie er reagieren sollte.

In diesen Momenten sprang Glenda Perkins über ihren eigenen Schatten. Sie drückte mich zur Seite, beugte sich über Sir James und legte ihr Ohr dorthin, wo unter der Brust das Herz schlägt.

Die nächsten Sekunden dehnten sich. Mein Körper verkrampfte sich regelrecht.

Dann richtete sich Glenda Perkins auf. Ihr Gesicht war ernst, ebenso die Augen.

Ich wollte sie fragen, öffnete schon den Mund, doch nicht ein Wort drang über meine Lippen. Die Kehle war einfach zu.

Dann lächelte Glenda. Gleichzeitig schüttelte sie den Kopf. »Er ist nicht tot, John. Sir James liegt nur in einer tiefen Bewußtlosigkeit. Sein Herz schlägt.«

»Gott sei Dank.« Diesmal floß mir das Wort über die Lippen. Schwer fiel ich auf meinen Schreibtischstuhl.

Suko war stehengeblieben. Auch in sein Gesicht kehrte die Farbe zurück. Die Lähmung der letzten Minuten verschwand allmählich. Es ging uns wieder ein wenig besser.

»Sie haben gezeigt, wie stark sie sind«, sagte Suko und schaute auf den Griff der Peitsche.

»Aber ich denke nicht daran, aufzugeben. Dafür soll der Herr der roten Hölle büßen.«

So ähnlich dachte auch ich und nickte zu Sukos Worten.

Aus dem Vorzimmer hörten wir Stimmen.

Glenda war der Tür am nächsten. Sie zog sie weit auf. Ein Arzt erschien. Sein Kittel leuchtete weiß. Ich kannte ihn gut. Es war Dr. Morris, er arbeitete in der Pathologie.

»Was ist geschehen, John?«

Ich deutete auf Sir James.

Selbst der Arzt erschrak. »Himmel, das sieht böse aus.« Er vergaß uns und machte sich an die Untersuchung. Schnell und geschickt arbeitete er. Sir James bekam eine Spritze, die seinen Kreislauf stabilisierte. Wir sahen zu, wie die gelblich schimmernde Flüssigkeit in seiner Ader verschwand.

Als der Arzt sich aufrichtete, war der Zylinder leer. »Er muß sofort in ein Krankenhaus!« ordnete Dr. Morris an und griff zum Telefon. »Ich lasse zwei Männer mit einer Trage hochkommen.«

Es war wirklich das beste. Wie Statisten standen oder saßen wir herum. Was jetzt geschah, das konnte der Arzt besser verantworten. Die Männer waren schnell zur Stelle. Sie hievten Sir James auf die Trage und schafften ihn hinaus.

Ich stand nahe der Tür und warf einen letzten Blick auf sein gezeichnetes Gesicht. Nie hätte ich gedacht, daß es auch ihn mal so treffen könnte. Er war zwar schon in Fälle mit hineingezerrt worden, ich brauchte da nur an die Vernichtung des Schwarzen Tods am Südpol zu denken, doch so hart und direkt hatte es ihn noch nie getroffen. Dabei war es fraglich, ob er sich jemals wieder erholte.

»Einen zweiten Schlag hätte er sicherlich nicht überstanden«, sagte Suko leise.

Ich gab ihm recht.

»Und was machen wir?«
Das war eine sehr gute Frage. Eine Antwort wußte ich darauf leider auch nicht. Wir hatten einen Blick in das Geistergrab werfen können und den Herrn der roten Hölle gesehen, aber wie sollten wir in sein Reich gelangen.
Noch einmal zurück? Nein, das war nicht drin.
»Die einzigen, die uns vielleicht weiterhelfen könnten, sind Myxin und Kara«, meinte Suko.
Damit traf er auch meine Ansicht. Nur - wo fanden wir die beiden? Sie hatten es bisher immer gut verstanden, sich von uns, dem eigentlichen Team, zu lösen, und sie tauchten dort auf, wo es ihnen gefiel und nicht uns.
Glenda brachte frischen Kaffee und auch Tee. »Der wird uns jetzt allen guttun«, meinte sie und erntete bei uns beifälliges Kopfnicken. Wir sprachen wieder über die Peitsche.
»Der Dämon muß sie umgepolt haben«, sagte Suko. »Ich sehe sonst keine andere Möglichkeit.«
Glenda war nicht in ihr Büro gegangen. Sie hatte auf dem Besucherstuhl Platz genommen und meinte plötzlich: »Vielleicht war es auch nicht die echte Peitsche.«
Ich hatte auf ihre Knie geschaut, die sich unter dem Stoff des Rocks abzeichneten. Nach den Worten schreckte ich hoch. »Was hast du gesagt, Glenda?«
»Ich sprach von einem Duplikat der Peitsche.«
Suko und ich schauten uns an. Glenda hatte in der Tat eine ungewöhnliche Hypothese aufgestellt. Aber konnte man sie wirklich als so absurd abtun?
»Das ist gar nicht so falsch gedacht«, sagte Suko, wobei ich nicht wußte, ob er das wirklich ernst meinte oder nur von einem Wunschtraum ausging, denn er hatte sehr an der Dämonenpeitsche gehangen, die ich ihm praktisch überlassen hatte.
»Wir wissen es nicht«, sagte ich und holte den Telefonapparat zu mir rüber.
»Wen willst du anrufen?« fragte Suko.
»Paris.«
»Meinst du, daß sich Myxin und Kara dort aufhalten?«
»Nein, das nicht. Aber Tanith, die Wahrsagerin.«
Damit hatte ich ein Stichwort gegeben. Tanith war eine außergewöhnliche Frau. Wir hatten sie kennengelernt, als sich ihr Schicksal mit dem meinen verknüpfte. Sie besaß eine geheimnisvolle Kugel, deren Ursprung ungeklärt war. Sie stand aber irgendwie mit dem Kelch des Feuers in Verbindung, denn der Kelch und die Kugel paßten haargenau zusammen.
Wie die einzelnen Verbindungsteile nun miteinander verknüpft

waren, das wußte ich auch nicht. Diese magischen Dinge waren ebenso rätselhaft wie mein Kreuz.

Die Nummer hatte ich mir aufgeschrieben. Man konnte von London aus Paris direkt anwählen. Jetzt hoffte ich nur, daß sich die Wahrsagerin und Hellseherin zu Hause befand.

Ein paarmal läutete es durch. Vielleicht befand sie sich auch in einer Sitzung oder hatte den Anrufbeantworter eingeschaltet, doch auch seine »Stimme« war nicht zu hören.

Endlich wurde abgehoben.

»Ja?«

Ich lächelte, denn ich hatte Tanith an der Stimme erkannt. »Sinclair hier.«

»Gütiger Himmel, Sie?«

»Ja.«

»Das hat aber lange gedauert«, bekam ich zu hören.

»Was?«

»Daß Sie Ihr Versprechen wahrmachen und sich bei mir zu melden, John.«

»Stimmt, ich bekenne mich schuldig, aber Sie können sich vorstellen, was ich alles zu tun habe.«

»Natürlich. Inzwischen weiß ich Bescheid. Ich habe übrigens noch nicht genau herausgefunden, welche Übereinstimmung es genau zwischen dem Kelch und meiner Kugel gibt.«

»Das ist momentan auch nicht wichtig. Ich rufe aus einem anderen Grund an.«

»Und?«

»Tanith, wissen Sie vielleicht, wo ich Myxin und Kara finden kann? Es ist sehr wichtig. Haben sich die beiden bei Ihnen mal wieder gemeldet? So war es auch damals gewesen, als die beiden Todesengel zu Ihnen kamen.« [5]

»Nein, John, gehört habe ich nichts mehr von ihnen. «

»Das ist schlecht.«

»Worum geht es denn?«

» Wir haben da ein Problem. Sie werden mir sicherlich nicht weiterhelfen können.«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

»Okay. Durch Zufall sind wir auf die Spur eines Dämons gestoßen, er nennt sich Herr der roten Hölle. Wahrscheinlich haben Sie von ihm noch nichts gehört, aber…«

»Doch, ich kenne ihn!«

Vor Überraschung wäre mir fast der Hörer aus der Hand gefallen. »Sie kennen ihn wirklich?«

»Natürlich nicht persönlich«, drang die weiche und immer etwas beruhigend klingende Stimme an mein Ohr. »Aber ich hatte einmal

Verbindung zu ihm. Sein Name lautet übrigens Nyrana. Herr der roten Hölle nennt er sich außerdem, weil sein Land wohl von roten, blutigen Nebeln durchzogen wird. Man sagt auch Blutland dazu.«

Ich atmete tief aus. Dieses Gespräch hatte mir einige Informationen gebracht. Allerdings noch keinen konkreten Hinweis auf die Lage des Landes.

Danach fragte ich.

»Hier muß ich leider passen«, erwiderte Tanith. »Wo dieses Land genau liegt und wie man dort hinkommt, kann ich Ihnen auch nicht sagen, John. Tut mir wirklich leid.«

»Aber wissen es Myxin und Kara?«

»Ich habe mit Ihnen nicht darüber gesprochen. Haben Sie einen besonderen Grund für diese Frage?«

»Ja«, erwiderte ich gedankenverloren.

»Und welchen?«

»Es ginge wirklich zu weit, Sie jetzt in sämtliche Einzelheiten einzuweihen«, erwiderte ich.

»Dann wünsche ich Ihnen auf jeden Fall alles Gute. Außerdem bin ich dabei, das Rätsel zu erforschen, das es zwischen der Kugel und dem Kelch des Feuers gibt.«

»Haben Sie Fortschritte erzielt?«

»Bis jetzt noch nicht.«

»Vielleicht schaffen wir es irgendwann gemeinsam«, erwiderte ich, wobei ich nicht ahnte, daß es tatsächlich einmal so Sein sollte. Aber das lag noch weit, weit in der Zukunft.

Ich legte auf und schaute Suko sowie Glenda an. Beide lasen an meinem Gesicht ab, daß es nicht geklappt hatte. »Fehlanzeige«, unterstrich ich dann.

»Da können wir wohl nicht viel machen«, sagte mein Partner. Ich hörte die Depression aus seiner Stimme. »Der einzige Weg wäre nur das Geistergrab gewesen, doch das ist geschlossen, nachdem die Skelette vernichtet worden sind.«

»Was hätte ich denn machen sollen?«

»Dir wirft niemand etwas vor, John«, sagte Suko und stand auf. »Wir müssen uns eben damit abfinden, daß wir demnächst ohne Dämonenpeitsche auskommen und…«

Da meldete sich das Telefon. Wie einen Rettungsanker schnappte ich den Hörer, meldete mich und vernahm die Stimme der Wahrsagerin. »John, ich habe eine Spur.«

Plötzlich war ich wie elektrisiert. »Wo - reden Sie?«

»Ich habe in meinen Büchern nachgeschaut und fand ein Stichwort. Blutland.«

»Weiter«, drängte ich.

»Dieses Blutland hat es gegeben. Irgendwann einmal. Noch vor

Atlantis. Es ist in eine andere Dimension geschafft worden. Aber das war es nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Wie Sie wissen, sammle ich alle Art von Literatur, die sich mit übersinnlichen Dingen beschäftigt. Unter anderem erscheint jeden Monat ein Magazin, das sich mit außergewöhnlichen Vorfällen beschäftigt. Glaubwürdige oder angebliche Zeugen berichten darin von einem Phänomen, das wirklich einmalig ist. In Island, dem ehemaligen Thule, soll es einen Blutregen gegeben haben.«

»Einen richtigen Regen?«

»Ja. Wenigstens stand das in dem Bericht. Es kann allerdings auch sein, daß diese Flüssigkeit von einem Geysir ausgespuckt worden ist. Das hängt alles in der Schwebe.«

»Wo genau war das?«

Tanith erklärte es mir. Ich machte mir eifrig Notizen. Die Kugelschreibermine flog nur so über das Papier. Tanith sprach so langsam, daß ich mitschreiben konnte. Spannung hatte mich gepackt. Ich merkte, daß es voranging. Jetzt oder nie.

Schließlich hatte sie ihren Bericht beendet, und ich bedankte mich.

»Ist es wirklich so schlimm?« fragte sie.

»Vielleicht sogar noch schlimmer. Der Herr der roten Hölle war hinter der Dämonenpeitsche her. Er hat sie auch bekommen, weil sie aus seiner Haut hergestellt wurde. Ich nahm sogar an, daß er auch gegen Myxin kämpfen wird, da er die Peitsche einmal besessen hat. Und ich traue ihm zu, daß er den Magier besiegt.«

»Das ist arg«, flüsterte Tanith. »Dann werde ich weiterhin versuchen, Myxin zu erreichen.«

»Ja, machen Sie das. Und noch einmal: Vielen Dank!« Aufatmend ließ ich den Hörer auf die Gabel fallen. »Du brauchst die Koffer gar nicht erst auszupacken, Suko«, sagte ich, »unsere Reise geht weiter. Island oder Thule.«

»Und da finden wir tatsächlich eine Spur?«

»Alles deutet daraufhin.« Ich lächelte. »Wie gut, daß man Verbindungen hat.« Dabei dachte ich an die Wahrsagerin.

»Aber ich darf doch Shao noch vorher anrufen?« fragte der Chinese.

»Du kannst sie sogar besuchen. Auch ich möchte vorher nach Hause.«

»Dann bin ich wohl die einzige, die hier die Stellung hält«, sagte Glenda.

»So ist es. Aber du wirst es schon schaffen«, lächelte ich und streichelte ihre rechte Wange.

***

Hatte der Frühling das europäische Festland erreicht, so ballten sich über der isländischen Insel die dicken, grauen Schneewolken. Gewaltige Gebilde, schwer und deshalb tief hängend. Allerdings lugte

zwischen ihnen manchmal der Ball der Sonne hervor. Eine kalte noch winterliche Sonne, deren Strahlen kaum wärmten.

Wir landeten in der Hauptstadt Reykjavik. Sie liegt im Südwesten der Insel, am Beginn eines fjordartigen Einschnitts. Schon vom Flugzeug aus sahen wir den Schnee, der wie ein weißes Leichentuch auf den Bergen lag und auch die Ebenen bedeckte. Wenn ich mir die Sache so betrachtete, hatte ich nicht nur gegen die Mächte der Finsternis, sondern auch gegen die Natur zu kämpfen, was natürlich überhaupt nicht in meine Rechnung paßte.

Wir reisten als Diplomaten. Dies aus einem einfachen Grund. So wurden unsere Pässe nicht kontrolliert, und es würde uns gelingen, die Waffen unangefochten durch den Zoll zu bringen. Auch mein Schwert, das einmal Destero gehört hatte und nun in einem Behälter steckte, der aussah wie ein schmaler Geigenkasten.

Zum Glück lag kein Nebel über dem Flughafen. Die Sicht war sogar ziemlich gut, der Pilot hatte keine Schwierigkeiten, seine Maschine weich auf die Landepiste zu setzen.

Das Meer verschwand, dafür erschien ein anderes. Das Häusermeer von Reykjavik. Allerdings nicht so dicht gedrängt und geballt stehend wie in London oder New York.

Es war gut, daß wir die gefütterten Parkajacken mitgenommen hatten, denn schon auf der Landebahn spürten wir die Kälte, die hier oben herrschte.

Der Wind schnitt in die Gesichter. Es roch nach Schnee. Irgendwann würden wir in den weißen Flockenhagel geraten. Das dauerte nicht mal lange. Als wir in einem Taxi saßen, begann es zu schneien. So stark und so dicht, daß der Schnee schon bald einen Teppich auch auf einer vielbefahrenen Straße bildete.

So völlig unbedarft waren wir nicht in Reykjavik eingetroffen. Vor unserer Abreise hatten wir uns mit Lady Sarah Goldwyn in Verbindung gesetzt. Sie besaß eine schon fast universitätsreife Bibliothek. Daß wir vorher nicht an sie gedacht hatten, lag allein an den letzten schrecklichen Vorgängen mit Sir James und der Dämonenpeitsche.

Das Blutland war uralt. Bei den Wikingern wurde es zum erstenmal erwähnt. Es tauchte später in zahlreichen Legenden auf, und es sollte sogar einen Mann geben, der es gesehen hatte. Ein Schriftsteller, zudem ein Eremit, der über die Vergangenheit der Insel geschrieben hatte und es noch tat.

Diesen Mann wollten wir finden. Seine ungefähre Anschrift hatte ich über den Verlag herausgefunden. Wobei Anschrift übertrieben war, denn er lebte in den Bergen nordöstlich der Hauptstadt, wo das Land noch so wild wie vor Hunderten von Jahren war und sich auch die Island-Touristen nicht gern hinverirrten, denn sie bevorzugten mehr

die wärmere Südwestseite der Insel.

Als wir durch die City fuhren und der Schneeschauer nachgelassen hatte - nur noch vereinzelte Flocken fielen vom Himmel - da sahen wir die typisch isländischen Holzhäuser, die es auch noch in der Hauptstadt gab, wo es keine Betonbauten geschafft hatten, sie zu verdrängen. Alles wirkte sehr sauber. Die Menschen waren winterlich angezogen, einige schaufelten den Schnee von den Gehwegen. Die weiße Pracht türmte sich an den Straßenrändern.

Als Ziel hatten wir dem Fahrer einen Autoverleih angegeben. Hertz-Rent-a-Car. Dort hofften wir, einen geländegängigen Wagen zu bekommen. An der Flughafenfiliale war dies nicht möglich gewesen.

Die Filiale lag in einer kleinen Seitenstraße. Das Haus war nur einstöckig und aus Steinen gebaut. Dafür besaß es zwei Schaufenster. Das von uns aus gesehen rechte ließ kaum einen Durchblick zu, weil es mit Werbematerial verklebt war.

Wir zahlten den Preis in englischer Währung und betraten den Laden. Eine blonde Frau lächelte uns an, bevor sie nach unseren Wünschen fragte. Zum Glück konnte sie englisch und zeigte sich unseren Wünschen gegenüber sehr aufgeschlossen.

»Ja, wir haben diese Wagen natürlich«, sagte sie und schob ihre Brille tiefer, wobei sie uns über die Ränder hinweg anpeilte. »Aber wollen Sie wirklich mit dem Wagen in die Berge?«

»Sicher«, bestätigte ich. »Warum sollten wir nicht?«

»Wir haben Ende März, da spielt das Wetter oft genug verrückt. Sie haben sicherlich den Schneeschauer erlebt. Er war harmlos im Gegensatz zu dem, der Ihnen in den Bergen begegnen kann. Deshalb warne ich Sie.«

»Wir müssen leider.«

»Dann sind Sie keine Touristen?«

»Nein.«

»Auf jeden Fall drücke ich Ihnen die Daumen. Sie können übrigens unter mehreren Modellen wählen. Wir haben hier Japaner, Amerikaner…«

»Eigentlich sind wir die Range Rover gewohnt«, sagte ich.

»Ja, gute Wagen für diese Strecken. Haben wir natürlich auch zur Verfügung.« Sie lächelte wieder. »Wenn Sie mir bitte sehr folgen wollen?«

Wir taten es, verließen den Raum durch eine Seitentür, durchschritten einen Gang und gelangten auf den Hof, wo der Fahrzeugpark stand. Die meisten Wagen parkten unter einem schützenden Wellblechdach. Auch ein dunkelblauer Range Rover, der am Ende der Parkreihe stand.

»Ist der Wagen in Ordnung?« erkundigte ich mich und wies mit der Hand auf ihn.

»Unsere Wagen sind alle okay?«
»Dann nehmen wir ihn. Wie sieht es mit Kartenmaterial aus?«
»Liegt im Handschuhfach. Vollgetankt ist er auch. Allerdings rate ich Ihnen zu Reservekanistern.«
»Das machen wir auch.«
Wenig später waren die Formalitäten erledigt, und wir konnten abdampfen. Zunächst einmal schauten wir uns die Karte an. Die der Hauptstadt und auch die der unmittelbaren Umgebung. Wir mußten tatsächlich hoch in die Berge. Da gab es kaum eine Stadt, nicht einmal ein Dorf.
»Abenteuerreise«, sagte Suko. »Es gibt Leute, die sogar Geld dafür bezahlen.«
Ich grinste schief. »Aber ohne mich.«
»Du hast ja auch keinen Sinn für die Natur.«
»Rede nicht so lange herum und fahr.« Wir hatten gelost, und Suko mußte das Steuer übernehmen. Es war nicht so einfach, aus der Hauptstadt herauszufinden, denn übermäßig beschildert waren die Wege nicht. Wir verfuhren uns ein paarmal, rollten im Kreis und fragten schließlich einen winterlich angezogenen Polizisten.
Der gab uns dann genauere Auskünfte, warnte uns allerdings auch vor den Bergen.
»Leider sind wir nicht zum Vergnügen unterwegs«, sagte ich.
»Was suchen Sie denn dort?« Der Polizist hatte sich herabgebeugt und blies mir seinen Mentholatem ins Gesicht.
»Bodenschätze. Wir sind Geologen. Ihre Regierung hat uns angefordert. Bei einem Land, das mit Geysiren so reich bestückt ist, müßte sich noch mehr Energie durch diese heißen Quellen gewinnen lassen.«
»Das ist gut.« Der Polizist rieb seine Hände. »Dann brauchen wir weniger Öl.«
»Es ist der Sinn unserer Fahrt«, erklärte ich, grüßte noch einmal und gab dem Chinesen ein Zeichen anzufahren.
Ich hatte mitgeschrieben. Die Angaben des Polizisten waren wirklich verläßlich. Einmal noch konnten wir das Meer und den Hafen sehen. Die hohen Masten der Fischkutter fielen besonders auf. In den Vororten konnten wir zügiger fahren. Die Luft über den Bergen war hell und klar. Sie unterschied sich darin von der unserer Heimatstadt London. Hier gab es auch kaum luftverschmutzende Industrie. Die Verarbeitung von Fisch oder Holz brachte nicht soviel Dreck.
Thule!
Ich dachte an dieses Land, während ich vor uns auf das graue Band der Straße schaute, die langsam anstieg und direkt zu den scharfkantigen Bergrücken hinaufzuführen schien. Dort oben lag der Schnee als glitzernde Schicht. Viel hatte ich als Kind über Thule

gelesen, über die Wikinger, über die alten Geschichten, die Sagen, die Legenden. Hier wurden Märchen wahr, und tief im Schoß der Insel lauerte so manche noch nicht entdeckte und in ferner Vergangenheit geborene Gefahr.

Ein geheimnisvolles, faszinierendes und rätselhaftes Land, bekannt geworden in den Geschichten um Prinz Eisenherz.

Und hier irgendwo sollten wir auch eine Spur des roten Dämons finden. Vorstellen konnte ich es mir. Vielleicht würden wir auch auf ein Dimensionstor stoßen, wer konnte das sagen?

Ich hatte die Karte auf den Knien liegen und auch die Beschreibung, die ich von Tanith bekommen hatte. Wenn ich an sie dachte, stieg unwillkürlich ihr Bild vor meinem geistigen Auge auf. Eine rothaarige Frau mittleren Alters, sehr gepflegt wirkend und mit grün lackierten Fingernägeln, die wohl ein Markenzeichen bei ihr waren.

Suko mußte mit der Geschwindigkeit runtergehen. Je mehr wir uns von der Hauptstadt oder menschlichen Ansiedlungen entfernten, um so schlechter wurde die Straße. Es waren nicht allein die durch Frost entstandenen Schäden, sondern auch die Schneedecke, die uns zu schaffen machte. Trotz der guten Bereifung durften wir nicht zu schnell fahren, denn auf Eis half nichts, und wir konnten nicht wissen, wie es unter der Schneedecke aussah.

Vor uns tauchte in einer weiten Kurve ein graues Ungeheuer auf vier Rädern auf. Ein gewaltiger Lastwagen, dessen Reifen die Höhe eines normalen Autos besaßen. Wir mußten dicht an den Rand, um das Fahrzeug vorbeizulassen. Seine Räder wühlten Schnee auf und schleuderten ihn gegen die Scheiben des Rovers.

»Mußte der gerade jetzt fahren?« beschwerte sich Suko und schaltete die Wischer ein. Gemeinsam mit der Spritzanlage schaffen sie es, die Scheibe zu säubern.

Wir fuhren weiter.

Bald fing es wieder an zu schneien. Wir befanden uns in einem Tal, rechts und links führten schneebedeckte Hänge hoch, vor uns lag eine düstere Wand in der Luft.

Schneewolken.

Zuerst rieselten nur kleine Flocken. Minuten später jedoch steckten wir in einer wahren Flockenhölle. Nicht die berühmte Hand konnten wir vor Augen sehen, so daß Suko gezwungen war, anzuhalten.

»Das habe ich auch selten erlebt«, sagte er und schaute hinein in den rasenden Wirbel.

Ich besah mir die Karte. Im Wagen war es so dunkel, daß ich das Licht einschalten mußte. Mit dem Zeigefinger versuchte ich, den Weg zu verfolgen, den wir bisher gefahren waren.

Die Straße war gut eingezeichnet. Ein schmaler Strich wand sich durch das Gelände, führte in die Berge und hörte irgendwo auf. Ich

verzog die Mundwinkel.
Suko bekam es mit und fragte: »Was ist los?«
»Hier, schau dir das an. Die Straße hört auf.«
»Das gibt es doch nicht.«
»Ja, wie ein Wüstenwadi.«
»Und was hat Tanith gesagt?«
Ich holte den Zettel mit meinen Notizen hervor und stellte Vergleiche an. »Der Einsiedler oder Schriftsteller muß irgendwo am Ende dieser Straße seine Höhle haben.«
»Vielleicht ist es auch ein Haus.«
»Wie dem auch sei. Auf jeden Fall können wir ihn finden, wenn wir bis zum Ende durchfahren.«
»Aber nicht bei dem Schnee.« Da hatte der Chinese natürlich recht.
»Irgendwann hört es auch auf. Das ist nur ein Schauer.« Ich steckte voller Optimismus und sah mich auch nicht getäuscht, denn Minuten später nahm der Flockenwirbel an Dichte ab, so daß wir wieder Umrisse erkennen konnten. Schließlich klarte es ganz auf.
Wir stiegen aus dem Wagen. Wenn wir atmeten, bildeten sich Schwaden vor unseren Lippen. Mit den Händen schaufelten wir die Scheiben frei. Von der Straße war kaum etwas zu sehen. Vor uns lag eine ansteigende freie Fläche. Kamen wir von der Bahn, konnte es leicht sein, daß wir trotz des geländegängigen Wagens irgendwo in einer Schneewehe feststeckten und nicht mehr herauskamen.
Stehenbleiben konnten wir auch nicht und fuhren weiter. Nach der übernächsten Kurve erschien ein halb zugeschneites großes Hinweisschild. Es zeigte nach links. Irgend etwas wurde dort gebaut. Daher war auch bestimmt der Lastwagen gekommen, der uns so erschreckt hatte.
Suko gab wieder Gas. Vorsichtig fuhren wir weiter. Die Straße wurde steiler. Der Schnee war pappig und glatt auf der Oberfläche. Zum Glück waren die Reifen okay, so daß der Range Rover es schaffte, auch diese Klippen zu überwinden.
Einsamer wurde die Gegend. Vor uns lag die weiße Pracht fast unberührt. Wir fuhren nach einer Viertelstunde in ein Hochtal hinein. Rechts und links weiteten sich gewaltige Plateaus, die von Bergen begrenzt wurden. Ob wir auf dem Weg waren, wußte ich nicht. Suko erging es ebenso, und wir fuhren nach Gefühl.
Jetzt stand eine große, blasse Sonne am Himmel, doch rechts von uns bildeten sich bereits wieder dicke, schwarze Wolken. Wie unheimliche Wesen aus dem Schattenreich krochen sie über die Gipfel der Berge.
»Das gibt noch mal was«, sagte Suko. »Es ist fraglich, ob wir den Schriftsteller überhaupt finden.«
Sörskold - so hieß der Mann - hätte sich auch wirklich eine andere Gegend aussuchen können, als gerade diese Einsamkeit.

Ich behielt die Wolkenwand im Auge, während Suko fuhr. Unser Wagen hinterließ eine einsame Spur im Schnee, die beim nächsten Schauer' wieder zugedeckt wurde.

Schließlich rückten die Berge wieder zu beiden Seiten näher heran, so daß man schon von einer breiten Schlucht sprechen konnte. Die Sonne verschwand ebenfalls, denn die dicken, von rechts heranziehenden Wolken filterten ihr Licht.

»Das gibt Saures«, knurrte Suko. »Schau doch mal nach, wie weit es noch ist.«

Ich las vom Zettel ab. »Tanith hat von einem Plateau gesprochen. Zwar sagte sie Hochebene, aber das scheint das gleiche zu sein. Wir sind richtig.«

»Na denn.«

Ich schaute zurück. Auch dort war der Himmel nicht mehr klar. Mir kam es vor, als hätten sich die Wolken in diesem breiten Talkessel zusammengezogen.

Das gefiel mir nicht...

»John«, sagte Suko. »Sieh mal nach vorn. Wenn mich nicht alles täuscht, haben die Wolken dort einen rötlichen Schimmer.«

Ich strengte mich an. Ja, mein Partner hatte recht. Sie waren nicht nur grau und dunkel. Etwa in der Mitte entdeckte ich in der Tat ein schwaches Rot.

Sollten die alten Legenden recht behalten haben? Näherten wir uns hier dem Reich des roten Dämons? Lauerte Nyrana schon auf uns?

Von irgendwelchen Geysiren, den Wahrzeichen dieser Insel, hatten wir bisher nichts gesehen. Vielleicht befanden die sich auch an einer anderen Stelle.

Die Wolkenbank schob sich näher. Und sie kam mir vor wie eine unheimliche Warnung oder Drohung.

Ich konzentrierte meine Sehkraft auf den rötlichen Schein. Er war keine Täuschung, er drehte sich in der Mitte der Wolkenbank zu einem regelrechten Wirbel zusammen und trat deutlicher hervor, je mehr sich die Wolken näherten.

Ich schluckte hart und atmete dabei tief ein. Dieses Bild konnte man wirklich als schaurig bezeichnen, auch Suko war nicht sehr wohl zumute, das merkte ich seinem angespannten Gesicht an.

Er fuhr langsamer. Die Reifen wühlten sich durch den tiefen Schnee, der vor uns, wo sich die Wolkenbank befand, bereits einen rötlichen Widerschein bekam.

»Verdammt, verdammt«, murmelte Suko. Mit der Hand wischte er über seine Stirn, denn trotz der Kühle hatte sich dort Schweiß gebildet.

Ich legte das Kartenmaterial zur Seite und tastete nach meinen Waffen, damit ich sie griffbereit hatte, wenn sich die Gefahr näherte.

Und die konnte nur aus der Wolke kommen.

»Halt mal lieber an«, sagte ich zu Suko.

Der trat auf die Bremse.

Dann stand der Wagen. Suko stellte auch den Motor aus, so daß wir uns ganz und gar auf die Wolkenbank konzentrierten und durch nichts anderes abgelenkt wurden.

Mir schien es, als würde sie immer mehr an Höhe verlieren. Der Wind mußte über ihr wehen und sie dabei dem Boden entgegendrücken. Es wurde dunkel. Wir konnten nicht nur in die Wand hineinschauen, wir befanden uns mittendrin und merkten beide zur gleichen Zeit den Ansturm der Schwarzen Magie.

Suko krümmte sich. Schweißtropfen glitzerten auf seiner Haut, als er durch die Lippen hervorpreßte. »John, verdammt, das ist genau wie in unserem Büro…«

Von mir bekam er keine Antwort, denn ich schaute stur nach vorn und hatte etwas anderes entdeckt, das sich aus der dunklen, gewaltigen Wolke löste.

Regentropfen…

Aber keine normalen, wie man sie kannte. Nein, vor uns ergoß sich ein Blutregen aus der schwarzen Wolke…

***

Olaf Sörskold merkte es zuerst, Er zuckte zusammen, als hätte er einen Peitschenhieb erhalten und richtete sich auf seinem Fellager auf. Sitzend blieb er für einen Moment hocken. Aus fiebrig glänzenden Augen schaute er sich um und nahm die Eindrücke, die ihm die unmittelbare Umgebung vermittelte, in sich auf.

Da war die Höhle, die sich an das Haus anschloß und in der er seinen Schlafplatz und Arbeitsplatz gefunden hatte. Das Licht der Öllampen war heruntergedreht. Ihr schwacher Schein streifte die mit Fell bespannten Wände und ließ sie seidig schimmern. Links vom Bett stand das wuchtige Regal. Vollgestopft mit Büchern bewies es, welcher Tätigkeit der Mann nachging. Davor wirkte der große kantige Schreibtisch wie ein ruhender Pol. Auch der Boden, auf dem die Möbel ihren Platz gefunden hatten, war mit Fellen belegt. Sie lagen dicht an dicht. Wenn man über sie schritt, hatte man das Gefühl, auf Watte zu laufen, so weich waren sie. Als Olaf nach oben schaute, war die Decke nicht zu sehen. So weit reichte der Lichtschein nicht.

Olaf Sörskold wußte, daß es nicht mehr lange dauern würde. Er hatte die Zeichen genau erkannt. Als der große Geysir Blut spie, war dies das erste Anzeichen oder die erste Warnung.

Die Mächte, die über viele Jahrtausende in den Schößen der Insel ihre Heimat gefunden hatten, würden nicht zögern, sich zu zeigen, um das zu vollenden, was irgendwann in der Vergangenheit einmal

begonnen worden war. Noch bedeckte eine dicke Schneedecke die Landschaft. War sie einmal weggetaut, dann würden die Felsen wieder zum Vorschein kommen, und wenn der Mond in einem bestimmten Winkel auf sie schien, leuchteten sie rot auf.

Das war das Zeichen dafür, daß die alten Mächte noch längst nicht eingeschlafen waren.

Von seinem Bett aus schaute er nach rechts. Dort befand sich die Tür, die aus der Höhle führte, denn davor stand das einfache Holzhaus mit seinen zwei Zimmern und den selbst gebastelten Möbeln. Da kochte er sein Essen, schaute durch das Fenster in das herrlich weite Tal oder beobachtete den Himmel.

Jahrelang hatte er das getan, doch nun war es damit zu Ende. Er hatte einfach keine Kraft mehr, fühlte sich leer und ausgelaugt. Es war nicht einmal das Alter, das so sehr an ihm zehrte, sondern die anderen. Die Stimmen, die ihn immer wieder warnten, die im Schoß der Erde lauerten und im Laufe der Zeit stärker geworden waren.

Als Verräter hatten sie ihn bezeichnet.

Ja, er sollte sie verraten haben. Durch seine Bücher und Schriften hatte er ihr Geheimnis zum Teil gelüftet, und er hoffte, daß es genügend Menschen auf der Welt gab, die dieser Gefahr mutig ins Auge schauen und sie vielleicht sogar stoppen konnten.

Es war sein Wunsch. Wenn er sich erfüllen sollte, dann wollte er sterben. Zuvor nicht. Ein eherner Wille hielt den alten Mann am Leben, und obwohl er Fieber hatte und eigentlich unter den schützenden Fellen hätte liegenbleiben müssen, konnte er es einfach nicht, denn er spürte genau, daß sich Unheil zusammenbraute.

Großes Unheil sogar…

Als das Fell von seinen Schultern rutschte, da zitterte er. Die Füße mit den wollenen Socken darum fanden die warmen Schuhe, in die er hineinschlüpfte. Er stützte sich an der Bettkante ab und stand auf. Er schwankte ein wenig, weil er zu kraftlos war, aber er riß sich zusammen, passierte das Bett und steuerte die Tür an, die zur Blockhütte führte.

Olaf Sörskold ging langsam. Er war ein großer Mensch, nur das Alter hatte ihn gebeugt. Sein Gesicht zeigte jene Hagerkeit, die man bei zähen Typen oft sieht. Die Haut war vom Wetter gegerbt worden, und die Jahre hatten ihre Falten darin eingegraben wie das Muster bei einer Baumrinde.

Er schlurfte weiter, drückte die Tür auf und betrat die Blockhütte. Hier war es heller, allerdings nicht sehr viel, denn draußen lag eine düstere Wolkenbank.

Olaf schaute an dem Eichentisch vorbei und sah den Sessel am Fenster. Das Geschenk eines alten Freundes. Er stand neben dem Tisch, auf dem ein Umschlag lag. Noch vor zwei Tagen hatte Sörskold

einen Bericht geschrieben. Seine große und allerletzte Warnung. Er sollte von dem Boten abgeholt werden, der ihm auch den Proviant brachte. Allerdings dauerte das noch mehrere Tage.

Sörskold griff zu seiner Felljacke und streifte sie über die Schultern. Jetzt fühlte er sich besser, denn das Fell gab Wärme ab. Schwer ließ er sich in den Sessel fallen und richtete seinen Blick auf die Scheibe.

Sein Kopf bewegte sich nickend, als er in die Düsternis schaute, der lange graue Bart zitterte. Mit seinen Spitzen erreichte er die Brust des Alten.

Das Nicken war eine Bestätigung seiner Annahme gewesen. Ja, das genau waren die Wolken des Unheils. Er kannte sie, schließlich begegnete er ihnen nicht zum erstenmal. In der Mitte des quirlenden Graus sah er den rötlichen Schimmer, und er wußte, daß der Blutregen bald beginnen würde.

Das waren die Zeichen!

Olaf Sörskold atmete tief ein und hustete dann trocken. Irgend etwas war mit seiner Lunge. Er hatte Zug bekommen, die langen Jahre in der feuchten Höhle und dem nicht richtig ausgetrockneten Haus hatten ihm zwar innerliche Entspannung gebracht, allerdings auch an seiner Gesundheit genagt.

Irgendwann in nächster Zeit würde er einer Krankheit Tribut zollen müssen. Seit drei Tagen hielt das Fieber an. Es war einfach nicht herunterzubekommen.

Er schaute nach links. Dort befand sich der Kamin. Auf dem Rost lag verkohltes Holz. Neues wollte er nicht auflegen und anzünden. Außerdem würde der Wind von oben her in den Kamin fahren und das Feuer ausblasen.

So fror er weiter und beobachtete die Wolke, wie sie sich unter seiner Behausung weiterwälzte, denn die düsteren Wolken krochen immer durch das Tal. Sie waren selten so hoch wie die Hütte, wenn sie ihren blutigen Regen absonderten.

Der Blick nach Südwesten, wo die große Stadt Reykjavik lag, war ihm verwehrt. Vielleicht hätte er dann das Fahrzeug gesehen, aber so konzentrierte er sich auf die Wolke.

Der rötliche Schein hatte zugenommen. In der Mitte der Wolke glich er einer Ofenplatte, die mehr und mehr erhitzt und dadurch auch glühender wurde. Ihr Schein breitete sich nach allen Seiten aus und drang in die Wolke ein.

Bald würde es regnen. Dann fielen die dicken, widerlichen Tropfen. Da zeigte die andere Seite, zu was sie überhaupt fähig und wie klein die Menschen doch waren.

Der Herr der roten Hölle war nicht zu besiegen. Nicht durch Menschen wie ihn. Nein, was konnte er schon tun? Nur warnen und forschen. Kämpfen mußten andere.

Da fielen die ersten Tropfen…

***

Wir hatten beide so etwas noch nicht erlebt. Blut, das tropfenweise vom Himmel fiel.

Ein regelrechter Alptraum wurde Wirklichkeit. Vielleicht haben Menschen mal davon geträumt, ich allerdings nicht und mußte jetzt mit ansehen, wie das Blut aus den dicken, schwarzen Wolken strömte.

Es war kein richtiger Regen.

Blutregen…

In meinem Innern sträubte sich eigentlich alles, das Schreckliche zu glauben. Es wurde jedoch eines Besseren belehrt, als die ersten Tropfen auf das Dach des Rovers und gegen die Scheibe platschten.

Klatsch, klatsch... so hörte es sich anfangs an. Es steigerte sich und erinnerte mich Sekunden später an das ungeduldige Hämmern des Drummers in einer Rockgruppe. Den trommelnden Geräuschen nach zu urteilen, mußten die Blutstropfen schwerer als Wasser sein, und wenn ich nach vorn schaute, dann sah ich, wie die dicken, schon an Taubeneier erinnernden Tropfen gegen die Scheibe klatschten.

Unser Wagen erzitterte, als er den Blutregen über sich ergehen lassen mußte. Die Tropfen zerplatzten wie Farbbeutel auf der Scheibe und breiteten ihren roten Schmier aus, der zu langen Schlieren verlief, die wiederum einen roten Film auf dem Glas bildeten.

Suko versuchte es mit den Wischern. Sie schafften es nicht, sondern verteilten den Schmier nur noch mehr, der sich zudem mit dem an der Scheibe klebenden Schnee vermischte und dadurch eine etwas blassere Farbe annahm.

»Grauenhaft«, flüsterte der Chinese und schluckte hart. Dann wandte er den Kopf. »Was ist das für ein Blut?«

Ich hob die Schultern und hoffte nur, daß wir es hier nicht mit Menschenblut zu tun hatten.

Die Wolke hing jetzt genau über uns. Wir befanden uns praktisch in deren Zentrum, schwiegen vor Entsetzen und hörten den prasselnden Geräuschen zu.

Zum Glück war der Range Rover dicht. Es drang kein Blut durch irgendwelche Ritzen. Wir hockten inmitten einer Insel. Längst hatte sich der Schnee rot gefärbt, er wurde auch von unserem Wagen gewaschen. An den Außenseiten der Fenster liefen lange, rote Schlieren hinab, um ihren Weg über die Karosserie fortzusetzen, bevor sie wieder als dicke Tropfen in den Schnee fielen.

Es war kaum zu begreifen, und der Herr der roten Hölle, denn kein anderer konnte hinter dem Blutregen stecken, bewies uns seine grenzenlose Macht.

Ich holte mein Kreuz hervor.

Suko sah es und fragte: »Was hast du vor?«

Als ich die Antwort gab, kurbelte ich bereits an meiner Seite die Scheibe nach unten. »Ich will sehen, wie das Blut auf mein Kreuz reagiert. Ob es vielleicht…«

Suko ließ mich nicht ausreden. »So kannst du den Regen nicht stoppen, John.«

»Möglich.« Hier herumsitzen und nichts tun, wollte ich auch nicht. Es durfte einfach nicht sein, daß es gegen diesen verfluchten Blutregen kein Mittel oder keine Waffe gab.

Die Scheibe öffnete ich nur einen Spalt, denn ich wollte nicht, daß das aus der Wolke strömende Blut in den Wagen floß und auch uns verschmierte, Völlig konnte ich es nicht vermeiden, denn die Tropfen suchten sich einen Weg und flossen über den Glasrand.

Ich hob meinen Arm und hielt das Kreuz so, daß die über den Rand fließenden Tropfen mit dem geweihten Silber in Berührung kommen mußten. Das geschah auch.

Im gleichen Augenblick, als die beiden unterschiedlichen Kräfte aufeinanderprallten, da hörte ich das Zischen. Auch Suko war gespannt, denn er hatte sich auf seinem Sitz gedreht und schaute zu, wie sich die Blutstropfen auflösten, als sie das Kreuz berührten.

Rötlicher Dampf stieg auf, und auch die nächsten Tropfen verzischten, als sie das Kreuz berührten. Es hörte sich an, als würde Wasser auf eine heiße Herdplatte fallen.

»Ein magischer Regen also«, stellte Suko fest. »Wie hätte es auch anders sein können.«

Ich kurbelte die Scheibe wieder hoch. Es hatte keinen Zweck, daß ich mein Kreuz weiterhin durch den Fensterspalt nach draußen hielt. Es war in der Tat nur der Tropfen auf einen heißen Stein.

Noch immer befanden wir uns inmitten der Wolke. Suko sprach das aus, was ich eigentlich auch dachte. »Da stimmt etwas nicht. Die Wolke scheint nicht mehr zu wandern.«

»Vielleicht erwartet man uns.«

»Nyrana?«

»Wer sonst?«

»Sollen wir es wagen?« Suko deutete mit dem Kopf nach vorn und wies dann auf das Lenkrad. »Wir könnten losfahren und...«

»Hier kommen wir nicht weg. Der Blutregen hat auf dem Schnee eine glatte Schicht gebildet und…« Mir blieben die nächsten Worte im Hals stecken, denn wie auch Suko hatte ich inmitten des Blutregens und der schweren Wolke eine Gestalt gesehen.

»Das ist er«, hauchte Suko.

Den Namen brauchte er nicht auszusprechen. Ich wußte auch so, wen er meinte.

Es war Nyrana, Herr der roten Hölle!

Das Grauen war einfach da. Nyrana brachte es mit, und wir spürten es mit jeder Faser unseres Körpers. Ich habe wirklich Mühe, es zu beschreiben, es war nicht das Grauen oder der Schrecken, so wie wir ihn kannten, diese vordergründige Angst, die einem widerfährt, wenn plötzlich lebende Leichen erscheinen oder ein Vampir angreift. Dieses Grauen war anders. Es kam aus einer unbekannten Tiefe, und es traf die Urängste des Menschen, wobei es sie schürte, nachdem es sie geweckt hatte.

Wir saßen still, als hätte uns jemand auf den Sitzen festgeleimt. Unsere Blicke waren starr geradeaus gerichtet, wo aus der roten Blutwolke der Unheimliche entstieg.

Wir hatten ihn schon einmal gesehen, als es uns gelang, einen Blick in das geheimnisvolle Geistergrab zu werfen, und er hatte sich nicht verändert.

Nach wie vor war sein Oberkörper nackt. Er besaß eine bräunliche Haut, sehr dicke, muskulöse Arme und pechschwarze Haare. So stellte man sich normalerweise keinen Dämon vor, denn sein Gesicht zeigte menschliche Züge. Da war die Nase, der Mund, die Augen, die breite Stirn, und da waren die roten Streifen in der Haut. An den Oberarmen sahen wir sie ebenso wie auf der Brust. Sie erinnerten uns an lange, blutige Narben, die im Laufe der Zeit nicht zugewachsen waren.

Ohne darüber gesprochen zu haben, wußten wir, woher die Narben stammten. Aus dieser Haut war die Dämonenpeitsche hergestellt worden. Oder besser gesagt, die Riemen der Peitsche. Wer dies getan hatte, wußten wir nicht, es war nun mal geschehen, und an den markanten Stellen wuchs die Haut auch nicht mehr nach.

Wie im Krampf hielt ich mein Kreuz fest. Es war wie ein rettender Anker. Ich hoffte, daß es der Magie des Nyrana widerstehen konnte und beobachtete weiter, wie der Dämon seinen rechten Arm hob. Jetzt tauchte auch die Hand aus der Blutwolke. Wir sahen ihre dunklen Finger, die etwas umklammert hielten. Einen Gegenstand, den Suko auch gut kannte und der ihn veranlaßte, einen Stöhnlaut auszustoßen.

Es war die Peitsche!

Die echte?

Höhnisch verzog sich das Gesicht des Dämons. Es sollte ein Grinsen darstellen, ein Lachen, und in seinen Augen blitzte es, als er sich innerhalb der Wolkejweiter vorschob und ihn der Blutregen umspülte. Nie würde ich dieses Bild vergessen können, das stand jetzt schon fest. Alles wies daraufhin, daß Nyrana gekommen war, uns zu vernichten.

»Wir müssen raus!« flüsterte Suko.

»In den Regen?«

»Siehst du eine andere Chance?« Suko schaute sich um. »Hier sitzen wir doch in einer Rattenfalle.« Der Chinese holte tief Luft. »Du hast das Kreuz, das Schwert, den Bumerang, ich besitze noch den Stab.

Vielleicht packen wir ihn.«
So völlig war ich von Sukos Worten nicht überzeugt worden, aber die nächsten Ereignisse belehrten mich eines Besseren, denn unter den Rover begann es plötzlich zu rumoren.
Sekundenlang stahl sich der Schrecken in unsere Augen. Vielleicht dachten wir beide das gleiche, niemand wagte es allerdings, die Gedanken auszusprechen.
Dann wurde der Wagen geschüttelt. Eine gewaltige Faust mußte von unten her gegen ihn geschlagen haben. Auch wir bewegten uns auf unseren Sitzen, ich stieß fast mit dem Kopf an den Wagenhimmel, als der nächste Schlag erfolgte.
Es war ein wahres Trommelfeuer, das gegen den Range Rover hieb, das Fahrzeug nicht nur von einer Seite auf die andere warf, sondern auch in die Höhe drückte.
Krampfhaft hielten wir uns an dem fest, was wir erreichen konnten. Wir hatten die Zähne zusammengebissen, wurden nach vorn geschleudert, wieder zurück und stellten auch fest, daß unser Range Rover manchmal vom Boden abhob.
»Raus!« schrie ich.
Um Suko konnte ich mich nicht kümmern. Ich schnappte meinen Einsatzkoffer, hoffte, daß der Chinese das Schwert nahm, wuchtete die Beifahrertür auf und warf mich aus dem Rover. Mit dem rechten Fuß kam ich zuerst auf und bekam sofort zu spüren, wie sehr sich die Gegebenheiten verändert hatten.
Der Blutfilm auf dem Boden war glatt wie Eis. Ich rutschte aus, fiel hin, und die Tropfen überspülten mich als warmer Regen, während ich mich auf die Seite wälzte und zu sehen bekam, was unter dem Wagen geschah.
Ein Geysir hatte dort seinen Weg an die Oberfläche der Erde gefunden. Er schleuderte seine ebenfalls blutrote Flüssigkeit gegen das Unterteil unseres Rovers, und seine Kraft drückte den Wagen jetzt endgültig herum.
Er fiel auf die linke Seite, wo sich Suko befinden mußte. Ich konnte kaum etwas sehen, der Blutregen fiel zu dicht. Zudem klatschten mir die Tropfen ins Gesicht, behinderten meine Sehkraft und bildeten vor meinen Augen einen roten Schleier.
Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich meinen Freund Suko trotzdem. Es war ihm wie mir ergangen. Auch er hatte keinen richtigen Halt finden können und war ausgerutscht. Er lag ebenfalls am Boden, nur hatte ich es besser, denn auf seiner Seite hob sich der schwere Rover unter dem Druck des Geysirs an und kippte nicht nur herum, sondern auch auf den Chinesen zu.
Wenn Suko nicht wegkam, dann…
Im gleichen Augenblick bewies der Geysir, welch eine ungeheure

Kraft in ihm steckte. Aus den Tiefen der Erde drückte er seine harten, breiten Blutströme, packte den Jeep wie mit riesigen Händen und schleuderte ihn in die Höhe.

»Weg, Suko!« brüllte ich und kam rutschend auf die Beine, wobei ich mich zur Seite beugte, um auf dem schrägen Hang Halt finden zu können.

Der Chinese schaffte es nicht. Er wurde zwar nicht von dem Wagen erfaßt, aber die Ausläufer des Geysirs bekamen ihn zu packen und schleuderten ihn ebenfalls hoch.

Wie eine Puppe wirkte er. Mein Freund bewegte Arme und Beine, wurde herumgewirbelt, und ich sah für einen Augenblick sein blutüberströmtes, entsetzes Gesicht.

Er fiel nicht zu Boden, denn der rote, dicke Strahl des Geysirs hielt ihn aufrecht. Das geschah bewußt, denn er und Nyrana standen in einem unmittelbaren Zusammenhang. Der Dämon wollte Suko, das lag auf der Hand, und er bewegte sich auf den Chinesen zu, wobei er die Dämonenpeitsche schlagbereit erhoben hatte, um Suko damit zu töten.

Wie die Peitsche wirkte, hatten wir bei Sir James gesehen, der im Krankenhaus lag und wohl eine Hautverpflanzung im Gesicht bekommen mußte.

So sollte auch Suko, wenn nicht schlimmer, gezeichnet werden.

Krachend fiel unser Leihwagen zu Boden. Da splitterte Glas, da verbog sich das Blech. Das alles interessierte mich jedoch nicht. Ich mußte versuchen, meinen Freund Suko aus dieser Lage zu befreien. Die Frage war nur, wie ich es schaffen sollte?

***

Es regnete Blut, und der alte Olaf Sörskold schaute zu. Er saß in seinem Sessel, zitterte und hatte die gichtkrummen Hände gegeneinander gelegt.

»Nyrana!« hauchte er. »Du Bestie der Hölle. Ich habe gewußt, daß du kommen wirst, ich habe dich gehört. Dein Rumoren im Schoß der Erde, ich habe den Blutnebel und den Blutregen gesehen, aber ich werde nicht aufgeben. Es dürfen keine archaischen Zeiten mehr anbrechen. Die Dimensionen müssen geschlossen bleiben, Spalte und Risse werden wieder geschlossen, denn es darf nicht soweit kommen, daß du die Menschen zu deinen Sklaven machst.«

Er hatte zu sich selbst gesprochen, denn niemand war da, der ihn hören konnte, und auch die Sicht wurde ihm bald genommen, als die dicken, blutigen Tropfen gegen die Scheibe des kleinen Fensters schlugen und als lange Schlieren daran herabliefen.

»In der roten Hölle hast du deinen Platz gehabt, in die rote Hölle sollst du wieder zurückfahren!« Wütend hatte Olaf Sörskold die letzten Worte ausgestoßen, während seine Hände die Lehnen des Sessels

umklammerten. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper, als würde er von einem Kraftstrom gefüttert.

Der Alte stemmte sich hoch.

Wie weggewischt war der Fieberglanz aus seinen Augen. Sie leuchteten jetzt in einem anderen Licht. Darin standen ein unbeugsamer Wille und eine grenzenlose Entschlossenheit zu lesen, wobei seine hageren Wangen zuckten und die Lippen nur noch einen Strich bildeten.

Er wollte es den anderen zeigen, einmal noch in seinem Leben, denn er fühlte, daß der Tod bereits seine Klauenhände nach ihm ausgestreckt hatte.

Einen letzten Blick warf er auf das Fenster, bevor er sich umdrehte und mit schweren Schritten den Raum durchquerte, um auf die Tür zur Höhle zuzugehen.

Dort schlief und arbeitete er. Da hatte er seine Studien betrieben, und er wußte, daß der Herr der roten Hölle nicht unbesiegbar war, auch wenn er zu einer uralten Magie gehörte, die älter war als das Menschengeschlecht.

Im Raum war es düster. Auch hier brannten nur die Öllampen, die weit nach unten gedreht waren, so daß es mehr Schatten als Lichter gab. Gebeugt schritt der Alte weiter. Sein graues langes Haar fiel wie ein faseriger Vorhang rechts und links des Gesichts herab, so daß davon kaum etwas zu sehen war und sich das Haar in Höhe des Kinns mit dem Beginn des Bartes vereinigte.

Nur die Augen waren zu sehen. In ihnen leuchtete der Wille, es zu schaffen.

Der alte Mann betrat die Höhle. Bevor er allerdings endgültig seinen Fuß über die Schwelle setzte, blieb er stehen, denn irgend etwas störte ihn plötzlich.

In der Höhle war es nicht mehr so wie früher. Eine andere fremde und auch gefährliche Kraft oder Magie lauerte hier. Der Blutregen hatte sie mitgebracht, und als er seinen Blick durch die Höhle schweifen ließ, da sah er an den Wänden, wo die Felle nicht hingen, die dunkle Flüssigkeit aus zahlreichen Spalten und Ritzen treten.

Sie quoll hervor. Dicke Tropfen waren es, und sie liefen in langen Bahnen an dem Fels entlang, wurden von den Fellen aufgesaugt, gestoppt, doch nachrinnendes Blut sorgte dafür, daß die Felle es nicht schafften, so daß die Tröpfen auch von ihnen abfielen, um auf dem Boden große Lachen zu bilden.

Der alte Mann schluckte. Er öffnete den Mund, und innerhalb seines Bartgestrüpps erschien ein regelrechter Krater. »Das Blut der Gerechten«, flüsterte er. »Wie es die alten Bücher schrieben. Es wird fließen, wenn der Dämon seine Rückkehr vorbereitet…«

Sehr wohl kannte er das Blut der Gerechten. Es stammte aus der

alten nicht menschlichen Ära, und es hatte die Jahrtausende überlebt. Es war nicht zerstört worden, denn es gehörte zu den Menschen, die ihr Leben geopfert hatten, um den Dämon zu stoppen.

Sie hatten es nicht geschafft, denn der Herr der roten Hölle war stärker gewesen. Zudem war er in der Leichenstadt unantastbar gewesen, und als der große Untergang kam, da verschwand die Leichenstadt nicht, sondern wurde hineingeschleudert in eine andere unbekannte Dimension, wo sie auch in dieser Zeit noch ihre Existenz besaß.

Nur war jetzt ein Riß aufgetreten, den der alte Mann zu kitten versuchte.

Mit schlurfenden Schritten bewegte er sich auf seinen Schreibtisch zu. Dort lagen die Bücher, die er studiert und die ihm Auskunft gegeben hatten. Durch sie und ihr Studium hatte er erfahren, daß der Herr der roten Hölle nicht nur Freunde besaß, nein, er hatte auch starke Feinde.

Da gab es einen Dämon, der aus seiner Haut eine Peitsche hergestellt hatte.

Myxin hieß er, denn dieser wußte genau, daß Nyranas Haut sich besonders dazu eignete. Die alten Bücher wußten zu berichten, daß es die Peitsche noch gab, aber in ihnen stand auch zu lesen, daß der Dämon, aus dessen Haut die Peitsche hergestellt sein sollte, längst eingegangen war in das Schattenreich ohne Wiederkehr.

Da irrten sich die Schriften. Nyrana lebte, und er war zurückgekehrt, um sein schreckliches Werk zu vollenden.

Olaf Sörskold wußte, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß Nyrana bereit war, auch ihn zu vernichten, denn das Blut quoll bereits aus den Wänden, und erste Nebel wallten durch die Felsenhöhle.

Schwer ließ sich der alte Mann auf den Holzstuhl fallen, nahm mit zitternden Händen das Buch mit dem schwarzen Umschlag und schlug es auf. Er mußte dabei vorsichtig zu Werke gehen, wollte er die alte Schrift nicht zerstören.

Es war die Geschichte eines Reiches, das es längst nicht mehr gab. Alte Propheten und Magier hatten sie aufgeschrieben und im tiefen Fels vergraben. Sogar luftdicht, so daß sie die Jahrtausende überdauern konnten. Doch nun verblaßte die Schrift, und der alte Olaf Sörskold hatte Mühe, sie zu entziffern. Zwar wußte er fast auswendig, was in dem Buch stand, doch er wollte sichergehen und keinen Fehler begehen.

Die ersten Seiten beschäftigten sich mit der Entstehung des Landes. Dies lag sehr lange zurück. Eine menschliche Zeitrechnung konnte kaum folgen, man mußte schon in Millionen Jahren rechnen, und die längst ausgestorbenen alten Geschlechter hatten weitergeforscht,

wobei sie auch zu einem Ergebnis gekommen waren.

Als es noch keine Menschen gab, existierte bereits das Dämonische. Andere Kräfte, aus unendlich weit entfernten Dimensionen waren auf die Erde gekommen und hatten ihre blutigen Kämpfe ausgetragen, wo nur die Stärksten überleben konnten.

Hatte dazu auch der Herr der roten Hölle gehört? Das ging nicht genau aus dem Buch hervor, doch Olaf Sörskold nahm es an. Es war ein wirklicher Glücksfall gewesen, daß er das Buch noch gefunden hatte, vielleicht auch Bestimmung.

Er blätterte weiter. Das Papier war schwer und längst vergilbt. Es bestand aus einem Material, wie man es heute nicht mehr kannte. Manchmal schimmerten sogar metallene Einschlüsse zwischen den eng beschriebenen Zeilen.

In der Höhle war es fast still geworden. Man hörte nur die Blutstropfen von den Fellen auf den Boden klatschen. Daran hatte sich Olaf gewöhnt, er wollte nur noch herausfinden, wie man Nyrana töten konnte. Da mußte es einfach eine Möglichkeit geben.

Ein Bild fiel ihm auf.

Es zeigte eine Peitsche. Sie bedeckte die gesamte Buchseite, der Stiel zeigte von oben nach unten. Wo er aufhörte, war auch die Öffnung eingezeichnet.

Aus ihr fielen drei Riemen!

Das war die Waffe. Wenn er sie in die Hand bekommen konnte, würde er den Herrn der roten Hölle töten können. Die Peitsche war aus seiner Haut entstanden. Leider offenbarte das Buch nicht, wer diese Peitsche hergestellt hatte, aber es mußte ein sehr mächtiger Dämon gewesen sein, mächtiger jedenfalls als Nyrana. Immer wieder wurden an gewissen Stellen des Buchs die Großen Alten erwähnt, die obersten Dämonen der längst vergangenen Zeit. Sie hatten in den Reichen für Ruhe und Ordnung gesorgt, und irgend jemand von ihnen mußte auch die Peitsche aus der Haut des Nyrana gefertigt haben.

Aber wer war es?

Olaf Sörskold stöhnte auf. Er las und las, die gespreizten Finger seiner linken Hand wühlten das Haar auf, aber er fand die Lösung nicht.

Sie wurde nicht preisgegeben, die alte Schrift schwieg sich darüber aus.

Wieder blätterte er um. Und dann stieß er auf einen Namen, den er gesucht hatte.

Myxin!

Ebenfalls ein Magier und später lebend als die Großen Alten. Er hatte die Peitsche besessen, bevor sie für alle Zeiten verschwand. Myxin stand auf der Seite des Bösen, und im Buch wurde von einem herrlichen Land gesprochen, das in südlicher Sonne lag, in dem die

Menschen sich wohlfühlten, bis die Kräfte einer uralten Magie sich daranmachten, es zu zerstören.

Obwohl das Land namentlich nicht erwähnt wurde, wußte Olaf, daß es sich nur um Atlantis handeln konnte. Dieser gewaltige Kontinent, der eines Tages vom Meer verschlungen worden war und nachdem die Forscher jetzt verzweifelt suchten.

Es hatte Atlantis gegeben. Ein Land mit blühender Kultur, bis die Kräfte des Bösen den Untergang heraufbeschworen hatten, um den Kontinent zu vernichten.

So sah es aus…

Seine Augen füllten sich mit Trauer, als er die damalige Zeit auf die heutige bezog.

Sah es hier nicht ähnlich aus? War die Erde nicht auch ein blühendes Land, trotz mancher Kriege und Grausamkeiten? Und sollte sich das, was in und mit Atlantis geschehen war, vielleicht in der modernen Zeit wiederholen?

Vieles deutete darauf hin. Schon seit langem hatte Olaf die Anzeichen gespürt. Das Erscheinen des Herrn der roten Hölle war nur eine zwangsläufige Folge.

Was mit Atlantis geschehen war, sollte weitaus schlimmer in der Jetztwelt noch einmal ablaufen. Die Dämonen wollten die Macht und das Chaos, sie wollten die Zeit für Millionen Jahre zurückdrehen, um ihre alten Kämpfe von vorn zu beginnen, damit sie die Herrscher über ein eventuell neu entstehendes Geschlecht waren und nicht mehr die Fehler machten, wie damals, als die Menschen anfingen, sich auszubreiten und zu vermehren.

Nyrana war dafür das beste Beispiel. Er würde vorangehen, und niemand konnte ihn aufhalten.

Wirklich niemand?

Versonnen betrachtete Olaf Sörskold den Namen des Magiers. Myxin hieß er. Geheimnisvoll hörte er sich an, und wenn Olaf auch als Einsiedler lebte, so war ihm doch bekannt, daß Myxin existierte. In der heutigen Zeit. Er hatte seinen Weg aus dem alten Atlantis gefunden, und er kämpfte auf der Seite des Guten. Nicht umsonst schrieb Sörskold seine Artikel für die entsprechenden Zeitschriften, oft genug hatte er gewarnt, und er kannte namentlich auch Gleichgesinnte, wenn er sie persönlich auch nicht gesehen hatte.

Durch die Wahrsagerin Tanith, die ebenfalls an seinen Berichten Interesse zeigte, wußte er, daß es Menschen gab, die dem Bösen den Kampf angesagt hatten. Unter anderem John Sinclair und seine Freunde, zu denen auch Myxin gehörte.

Persönlich kennengelernt hatte er diesen John Sinclair nicht. Aber Tanith hatte über ihn geschrieben, und über seine Erfolge, was den Kampf gegen die Mächte der Finsternis betraf.

Myxin müßte hiersein. Ihm hatte die Peitsche einmal gehört, und vielleicht gelang es ihm auch, sie wieder in die Hände zu bekommen. Abermals atmete Olaf tief ein. Danach hob er den Kopf.

Über den Fellen schimmerte es naß. Der Blutstrom wollte kein Ende nehmen. Innerhalb des Berges wurden mächtige Kräfte frei, die sich ausbreiteten und ihren Weg fanden, damit sie dem Herrn der roten Hölle freie Bahn schaffen konnten.

Um eine Hoffnung ärmer klappte Olaf Sörskold das Buch zu. Vieles stand darin zu lesen, es war auch sehr informativ, die alten Propheten und Magier hatten sich große Mühe gegeben, aber es stand nichts darüber, wie man diesen unheimlichen Dämonen begegnen und sie besiegen konnte/Wenn die Alten das gewußt hätten, dann gäbe es die Dämonen sicherlich nicht mehr.

Olaf Sörskold stützte sich mit beiden Händen an der Schreibtischplatte ab und kam langsam in die Höhe. Jetzt spürte er wieder das Fieber. Ihm wurde heiß und kalt zur gleichen Zeit. Wellen liefen durch seinen Körper, sie schüttelten ihn, er warf den Kopf zurück, öffnete den Mund und holte röchelnd Atem.

Da klatschte etwas auf seine Stirn.

Sörskold zuckte zusammen. Er drehte sich zur Seite, als der nächste Tropfen schon fiel und ihn verfehlte. Er landete auf dem jetzt leeren Stuhl.

Olaf mußte sich mit den schlimmen Tatsachen abfinden. Das Blut hatte sich nicht nur hinter den Wänden ausgebreitet, sondern auch an der Ecke. Von dort fand es ebenfalls seinen Weg und war dabei nicht aufzuhalten.

Vereinzelt fielen die Tropfen. Die Lache breitete sich aus, floß über den Rand des Schreibtisches und tropfte zu Boden. Jetzt wäre noch Zeit gewesen zu fliehen, bevor er, der Mensch, zwischen die gewaltigen Mühlsteine des mächtigen Dämons geriet, aber Olaf fand nicht die Kraft. Er war zu alt, zu verbraucht, und er wollte den Herrn der roten Hölle hier an diesem Platz erwarten. Auch wenn er es nicht schaffte, Nyrana sollte wissen, daß man auf seine Ankunft nicht unvorbereitet reagierte.

Und so ging er bis in die Mitte der Höhle hinein, wo er stehenblieb und die Arme ausstreckte, um den Dämon zu rufen, damit er sich endlich zeigte und Olaf es hinter sich hatte.

Kam er?

Auf einmal begann es an der gegenüberliegenden Wand zu flimmern.

Ein dunkelroter Strahl verließ das poröse Gestein, schlug einen Halbbogen und zeichnete neben dem Einsiedler einen Kreis auf die Erde. Genau dort begann die Luft zu flimmern. Sie verdichtete sich, ein leises Fauchen ertönte, und zwei Gestalten schälten sich aus den flimmernden Umrissen.

Ein Mann und eine Frau.

Der Mann war wesentlich kleiner, trug einen grünen Mantel, hatte eine etwas grünlich schillernde Haut und ein flaches Gesicht mit pechschwarzen Augen.

Die Frau, deren helles schmales Gesicht von einer schwarzen Haarflut umflossen war, hielt ein Schwert mit einer goldenen Klinge in der Hand und trug ein bodenlanges Gewand aus kostbarem Brokatstoff, der erdbeerrot schimmerte. In Höhe der Taille wurde das Gewand durch einen goldenen Gürtel gehalten.

Der Einsiedler war völlig überrascht. Er trat zurück, streckte abwehrend die Hand vor und fragte mit zitternden Lippen: »Wer seid ihr?«

Der Mann gab die Antwort. Leise erwiderte er: »Du kannst mich Myxin nennen…«

***

Meine unmittelbare Umgebung bot ein schauriges Bild. Das aus der Wolke fallende Blut hatte einen glitschigen Teppich auf den Schnee gelegt. Dabei rannen lange Streifen talwärts. Ich konnte es deshalb so gut erkennen, da der Regen fast aufgehört hatte und nur noch als feiner Sprüh fiel.

Normalerweise hätte ich den typischen starken Blutgeruch wahrnehmen müssen, doch das war nicht so, dieses Blut konnte man als geruchlos bezeichnen, so daß mir der Verdacht kam, es nicht mit echtem Blut zu tun zu haben.

Der makabre Regen war gestoppt worden. Der Nebel allerdings nicht. Nach wie vor schwebte die dicke Wolke vor und über dem umgekippten Wagen, dessen Blech so verbogen war, daß er schon an ein modernes Kunstwerk erinnerte.

Es war nicht einfach, die Balance zu halten.

Rechts neben mir begann der Hang. Mit Blut und Schneewasser vermischte Ströme flossen an ihm hinab und sammelten sich in einer kleinen Rinne, von wo die Flüssigkeit talwärts rauschte.

Um Suko zu helfen, mußte ich um den zerstörten Range Rover herum. Dies wiederum kostete Zeit, und die hatte ich überhaupt nicht, denn der Herr der roten Hölle hatte sieh mitsamt der roten Wolke meinen Partner schon sehr weit genähert, so daß sich der Chinese bereits in Lebensgefahr befand.

Aber er wehrte sich.

Die Bewegung sah ich nicht, hörte die Schüsse, und am trockenen Klang erkannte ich die Beretta.

Suko versuchte es mit allen Mitteln. Eine fliegende Kugel ist so schnell, daß man sie mit dem menschlichen Auge nicht verfolgen kann, auch hier sah ich nichts, erkannte nur an den Reaktionen des

Dämons, daß überhaupt Geschosse abgefeuert worden waren.

Er zuckte ein paarmal zusammen. Wo die Kugeln ihn getroffen hatten, blitzte es hell auf, das war allerdings alles. Seinen Vorwärtsdrang konnten die geweihten Projektile nicht stoppen.

Suko mußte zurück.

Die Distanz zwischen mir und Nyrana war groß genug für einen Wurf mit dem Bumerang. Eine andere Chance, an ihn heranzukommen, sah ich nicht. Ich hätte auch das Kreuz werfen können, doch das Risiko, daß Nyrana auswich, war einfach zu groß.

Ich ließ den Koffer fallen und holte die silberne Banane, wie ich den Bumerang getauft hatte, aus dem Hosengürtel. Ein paar Sekunden lang wog ich ihn noch in der Hand, um die richtige Balance zu finden. Dann schleuderte ich ihn.

Er zischte förmlich aus meiner Hand, tauchte hinein in die Wolke, ich hielt die Luft an und rechnete damit, daß der Bumerang den Schädel des Dämons vom Rumpf trennen würde.

Das war ein Trugschluß, denn Nyrana war schlauer, als ich vermutet hatte.

In einer Hand hielt er die Dämonenpeitsche. Seine zweite jedoch war leer, und sie befand sich noch innerhalb der roten Blutwolke. Als sie jetzt aus der Wolke auftauchte, da sah ich den Speer oder die Lanze in seinen Fingern.

Blitzschnell riß er den Arm hoch und reagierte mit seiner zweiten Waffe.

Der Bumerang hätte ihn sicherlich am Kopf getroffen, doch davor befand sich die schmale lanzenähnliche Stange, und mit ungeheurer Geschwindigkeit wickelte sich der Bumerang um die Stange. Seine Wirkung wurde praktisch aufgehoben, er verlor an Geschwindigkeit, die Erdanziehung hob die Fliehkraft auf, wurde stärker, so daß der Bumerang dem Boden entgegenfiel.

Das sah ich zwar, aber ich befand mich bereits unterwegs. Noch war Nyrana geschockt. Wenn ich ihn packen wollte, dann mußte ich es in diesem Augenblick versuchen.

Ich tauchte ein in die blutige Nebelwolke, wollte weiterrennen, doch die Magie war zu stark. Obwohl ich mein Kreuz bei mir trug, merkte ich den ungeheuren Ansturm, wurde gepackt, vom Boden hochgehoben und hinausgeschleudert, als hätte mich der Rachen eines Ungeheuers ausgespien. Ich bekam keinen Bodenkontakt mehr, überschlug mich in der Luft und landete auf dem zum Glück weichen Schneeboden. Dabei hatte ich noch soviel Eigengeschwindigkeit, daß ich ein Stück weiterrutschte und erst einige Yards hinter Suko liegenblieb.

Der Chinese war in der Zwischenzeit nicht untätig geblieben. Er hatte erst vorgehabt, seinen Stab zu ziehen. Damit hätte er zwar die Zeit

anhalten können, mehr auch nicht. Hätte er nämlich in diesen fünf Sekunden den Dämon getötet, so wäre die Magie des Stabs aufgehoben worden, und er hätte ihn wegwerfen können.

Suko besaß allerdings noch eine zweite Waffe außer der Beretta.

Das war Desteros Schwert.

Das geigenkastenähnliche Behältnis lag neben ihm und brauchte nur noch geöffnet zu werden. Suko schaffte es mit zwei sicheren Griffen, faßte in das Unterteil hinein und hielt im nächsten Augenblick das Schwert in der Hand.

Es war ebenfalls eine schwarzmagische Waffe, zudem sehr stark, und Suko hoffte, seinen Gegner damit erledigen oder ihn zumindest schwächen zu können.

Er hatte gesehen, wie John Sinclair aus der magischen Blutwolke katapultiert worden war, und Suko gestaltete sein Vorgehen gegen den Dämon entsprechend behutsam.

Leicht geduckt näherte er sich der Wolke, die längst an Größe verloren hatte, allerdings nicht an Gefährlichkeit, denn sie wirkte wesentlich konzentrierter.

Deutlich hob sich die Gestalt des Dämons Nyrana aus dem Nebel ab. Er kümmerte sich nicht um den Bumerang, der neben seinen Füßen lag, sondern verließ sich auf seine eigenen Waffen.

Das waren der geheimnisvolle Stab und die Dämonenpeitsche. Wobei sich Suko bei ihr fragte, ob es sich tatsächlich um die echte handelte und nicht um eine Täuschung wie in London.

Die Reste des unheimlichen Blutregens rannen in breiten Bächen zu Tal.

Irgendwann und irgendwo würden sie im Boden versickern, und niemand würde mehr ahnen, zu welch schrecklichen Vorgängen es in diesem Tal des Landes gekommen war.

Es schien, als hätte der Dämon Sukos Gedanken erraten, denn er sprach den Chinesen an. Dumpf klang eine Stimme aus der Wolke. Suko hatte Mühe, sie zu verstehen.

»Es ist die echte Peitsche, die ich hier habe. Du warst und du bist ein Unwürdiger. Niemals wird es dir gelingen, diese Peitsche wieder in die Hand zu bekommen. Sie gehört mir, aus meiner Haut ist sie entstanden, denn diese Haut stellt etwas Besonderes da. Sie ist hart, sie ist magisch aufgeladen und praktisch unantastbar. Jeder, der die Peitsche besitzt, muß dafür büßen und auch sterben. Du wirst den Tod ebenso finden wie Myxin, der Magier, denn er hatte die Peitsche vor dir besessen, was ebenfalls ein großer Frevel war.«

Suko vernahm die Worte genau, er ließ sich jedoch nicht ablenken, sondern suchte seine Chance. Zudem vertraute er auf das Schwert, denn Schwarze Magie hatte auch diese Klinge geweiht.

Inzwischen hatte ich mich wieder hochgerappelt. Natürlich sah ich

genau, was Suko vorhatte und warnte ihn mit lauter Stimme. Ohne den Kopf zu drehen, antwortete der Chinese mir.

»Ich will die Peitsche, John! Sie gehört mir!«

Da lachte Nyrana laut auf. »Dir soll sie gehören? Nein, es ist einzig und allein meine Angelegenheit. Ich werde sie niemals aus der Hand geben. Wenn ihr sie haben wollt, dann müßt ihr sie euch holen. Aber beeilt euch, denn die Zeit meiner Rache und Herrschaft ist gekommen. Die Großen Alten haben mich geschickt, ich bereite ihnen den Weg vor. Wenn die Geysire das Blut der Gerechten speien, ist die Zeit für den Herrn der roten Hölle gekommen.«

Es waren vorerst seine letzten Worte, die wir vernahmen, denn nicht nur die Wolke löste sich auf, sondern auch der Herr der roten Hölle. Zurück blieb mein Bumerang.

Ich lief an Suko vorbei und hob ihn auf. Dann drehte ich mich um und schaute meinen Partner an, der mir langsam entgegenkam, das Schwert in der rechten Hand haltend, wobei die Spitze in dem rötlich verfärbten Schnee eine gewellte Spur zog.

»Er ist verschwunden, John. Hatte er Angst?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Du hast seine letzten Worte gehört.« Dabei blickte ich in die Runde. »Dieses weite Land hier muß einmal ihm gehört haben und wird ihm auch wieder gehören. Er hat von den blutigen Geysiren gesprochen, wir haben einen gesehen. Es war keine leere Drohung.«

»Sicher. Warum hat er uns dann nicht vernichtet, wie er es androhte?«

»Vielleicht muß er erst noch etwas erledigen. Die Tür zwischen seiner und unserer Dimension steht jedoch offen.«

»Also bleiben wir weiter am Ball«, sagte Suko.

»Du willst doch deine Peitsche zurück - oder?«

Da grinste der Chinese, und ich wußte, daß ich genau ins Schwarze getroffen hatte.

Es war auch Suko, der die Hütte entdeckte. »Da, John, sieh!« Mein Freund deutete den Hang hoch.

Jetzt, wo die Sicht klar war, konnten wir erkennen, daß sich weit oben auf dem blutigen Hang eine Hütte befand. Sie klebte förmlich an einer Felswand, und uns beiden war klar, daß wir unser Ziel erreicht hatten.

»Das ist die Behausung des Einsiedlers«, sagte Suko.

»Dann muß er gesehen haben, was hier geschehen ist.«

»Und?«

»Warum hat er nicht eingegriffen?«

»Vielleicht konnte er nicht.«

Ich nickte. »Möglich. Eventuell ist er sogar tot, denn wie sollte er gegen so mächtige Feinde ankommen?«

Suko hob die Schultern und runzelte dabei die Stirn.

Wenn es einen Weg zu der Hütte gab, dann verdeckte ihn der seltsam rot schimmernde Schnee. Mit dem Wagen konnten wir auch nicht hoch und mußten uns zu Fuß auf den Weg machen, damit wir die Hütte endlich erreichten.

Wir besaßen natürlich nicht das feste Schuhwerk, das eigentlich erforderlich war. Deshalb würde es keine leichte Aufgabe werden, zu unserem Ziel zu gelangen.

Irgendwie drohend hob sich hinter der Hütte der Berg ab. Ein gewaltiger Felsen, zwar auch mit Schnee bedeckt, doch an manchen Stellen war er durch die Sonneneinstrahlung getaut, und wir sahen das Gestein durchschimmern, das eine seltsame rötliche Farbe zeigte, wie sie nicht natürlich war für diese Gegend.

Suko nickte mir zu. Er hatte es verständlicherweise eiliger als ich. Der Chinese dachte nur an seine Dämonenpeitsche, die er verloren hatte und unbedingt wieder in die Finger bekommen wollte. Ich konnte es ihm nachfühlen, auch mir hatte man damals den Bumerang genommen, und ich war mir in der ersten Zeit wie ein halber Mensch vorgekommen.

Der Chinese hatte die Führung übernommen. Das ließ er sich nicht nehmen. Zudem trug er auch das Schwert und benutzte es hin und wieder als Stütze, denn der Hang war an manchen Stellen wirklich tückisch glatt. Ich hätte es mir auch nicht träumen lassen, im Frühling noch einmal dem Winter zu begegnen.

Weiter ging es.

Schräg mußten wir laufen, denn so war die Gefahr eines Ausrutschers geringer.

Die Luft konnte man jetzt sogar mit dem Wort glasklar beschreiben. Vor unseren Lippen dampfte der Atem, als würde es in unseren Mündern kochen.

Manchmal spürte ich unter der Schneedecke Steine, die im Boden staken, so daß ich sie als Stützte benutzen konnte. Gern hätte ich eine Sonnenbrille gehabt, denn die Schneefelder blendeten, obwohl sie nicht mehr dieses strahlende Weiß besaßen, sondern einen rosafarbenen Schimmer.

Sukos Vorsprung wurde größer. Sein Vorteil war das als Stütze zu gebrauchende Schwert.

Da bemerkte ich etwas unter meinen Füßen. Es war ein leichtes Vibrieren des Bodens, als würde sich tief in der Erde eine Maschine befinden.

Ich wurde vorsichtig und rief Suko an.

Der Chinese blieb stehen. Etwas unwillig, wie mir schien, drehte er sich um.

»Was ist denn?«

»Spürst du das Vibrieren unter deinen…« Weiter kam ich nicht, denn aus dem Vibrieren wurde ein gewaltiger Stoß, der die Erde regelrecht erschütterte. Auch ich bekam die Schwingungen mit, konnte das Gleichgewicht nicht halten und fiel hin.

Wie von Riesenhänden geschaufelt, brach zwischen mir und dem Chinesen plötzlich die Erde auf. Zuerst flogen Dreck und Steine in die Höhe, doch einen Herzschlag später schon folgte die eigentliche Ladung.

Eine dicke rote Flüssigkeit.

Blut und Lava in einer tödlichen, brandheißen, dampfenden Mischung, die alles zerstören würde.

Aber nicht nur ein Geysir spie seine Fontänen. Es waren drei, sogar vier, die aus dem Schoß der Erde hervorstießen, dem Herrn der roten Hölle gehorchten und uns den Rückweg abschnitten…

***

Es war Myxin!

Olaf Sörskold konnte es nicht fassen. Für ihn war ein Wunschtraum in Erfüllung gegangen, er hatte sich den Magier herbeigesehnt, aber er wollte nicht glauben, daß er wirklich…

Ihn schwindelte.

Plötzlich wurde ihm wieder heiß und zur gleichen Zeit auch kalt. Es war die innere Erregung, die sich so sehr ausgebreitet hatte und die das Fieber wieder hochtrieb. Sein Kopf glühte, er kam sich vor, als hätte man ihn mit Lava gefüllt. Seine Gebete waren erhört worden. Der Himmel hatte ihm diesen kleinen Magier geschickt, wobei er die Frau übersah, denn sie kannte er nicht. Für ihn allein zählte nur Myxin. Er hob den rechten Arm und wischte über seine Augen, als wollte er nicht glauben, daß es Wirklichkeit war, was er hier sah und sich vor ihm abspielte.

Das Bild blieb.

Und Myxins Kommen konnte nur einen Grund haben. Er war erschienen, um den Herrn der roten Hölle zu vernichten.

Es dauerte lange, bevor der alte Einsiedler seine Sprache zurückgefunden hatte. Krächzend formulierte er die Frage: »Du bist… gekommen, Myxin?«

»Ja, ich bin hier.«

Die Geste wirkte auf irgendeine Art und Weise hilflos, wie Sörskold seine Arme ausstreckte und sie dann sinken ließ. »Aber … wer hat dich geholt?«

»Warst du es nicht?«

»Nein, nein!« Heftig schüttelte der Einsiedler den Kopf. »Ich hatte es mir wohl sehr gewünscht, doch einen geistigen oder magischen Kontakt konnte ich nie zu dir aufnehmen, so sehr ich mich auch

immer anstrengte.«
»Dann haben andere dir geholfen.«
»Aber wer?« rief der Einsiedler fast verzweifelt. »Wer kann mir helfen?«
»Tanith…«
Olaf Sörskold legte seinen Kopf schief, als lauschte er dem einen Wort des Magiers nach. »Tanith«, flüsterte er. »Ja, das ist durchaus möglich. An sie habe ich oft geschrieben. Viele meiner Berichte, meiner Eindrücke und Empfindungen galten nur ihr. Ich wußte genau, daß sie mächtig ist und großen Einfluß besitzt. So sind meine Warnungen nicht überhört worden, und der Herr der roten Hölle kann besiegt werden.«
»Kennst du ihn überhaupt?« fragte Mayxin.
»Ich habe ihn gesehen. Manchmal, wenn er sich innerhalb des Blutnebels versteckte, sah ich die Umrisse seiner Gestalt. Er hat rote Streifen auf seinem Körper, als hätte man ihm die Haut weggeschnitten. Stimmt das so?«
»Ja, du hast recht. Man hat ihm die Haut weggeschnitten, um daraus eine mächtige Waffe herzustellen.«
»Die Peitsche!« hauchte Olaf.
»Du bist gut informiert.«
»Das weiß ich aus den Büchern, die ich gefunden habe. In einer Höhle hatte man sie versteckt, und ich allein fand sie - nur ich, so daß ich die richtigen Schlüsse ziehen konnte, das mußt du mir glauben. Als ich las, was dort geschrieben stand, da wurde mir die Gefahr bewußt, in der wir alle schweben. Der Herr der roten Hölle will zurück, aber wir dürfen es nicht zulassen, er wird sonst das Land und die ganze Welt zerstören, denn die Großen Alten haben ihn mit einer ungeheuren Macht ausgerüstet.«
»Das alles ist mir bekannt, und deshalb bin ich auch gekommen. Man hat mich gerufen, aber auch andere sind unterwegs. John Sinclair, der Geisterjäger, und sein Freund Suko. Hast du von ihnen schon etwas gehört?«
»Nein, noch nicht.«
»Sie können nicht mehr weit sein, wir müßten sie suchen.«
Da sprang der Einsiedler mit erstaunlicher Schnelligkeit vor und umfaßte Myxins Arm. »Das können wir nicht machen, das geht nicht, es ist unmöglich.«
»Und warum?«
Sörskold ließ den Magier los, trat zwei Schritte zurück und breitete seine Arme aus, so daß diese Bewegung den Innenraum der Höhle umfassen konnte. »Hier wird es geschehen, hier wird es sich zeigen, denn es erscheint bereits das Blut. Es quillt aus den Spalten und Rissen. Was urlange in den Tiefen des Gesteins geschlummert hat,

wird nun voll zum Ausbruch kommen. Ihr müßt bei mir bleiben, nur ihr könnt es noch retten.«

»Das stimmt«, gab Myxin zu, »aber wir denken auch an die anderen.«

»Wer sind sie?«

»John Sinclair und seine Freunde.«

»Er ... er ist nicht hier. Ich hätte ihn sehen müssen«, erwiderte der Einsiedler und drängte weiter. »Die Zeit ist reif, sie werden bald kommen.«

»Wer ist sie?«

»Der Herr der roten Hölle. Sicherlich ist er nicht allein. Das Blut, die Wolke…«

Myxin trat vor und legte dem Mann die Hand auf die Schulter. »Du hast viel durchgemacht, mein Freund«, sagte er leise, wobei sich sein Gesicht zu einem Lächeln verzog. »Nun aber mußt du uns die Initiative überlassen. Wir wissen, was wir tun müssen… «

Olaf Sörskold senkte den Kopf. »Vielleicht wißt ihr es«, murmelte er, »vielleicht auch nicht.« Er hob seine mageren Schultern. »Aber was bin ich schon im Vergleich zu euch. Ein Niemand, ein Wicht, mehr bestimmt nicht…«

»Du hast viel getan«, erwiderte Myxin. »Mehr als andere Menschen es je versucht hätten. Du hast uns den Weg vorbereitet und ihn uns gezeigt. Was jetzt geschieht, ist nicht mehr deine Sache, weil sie deine Kräfte übersteigt. Zuerst war Nyrana nur ein Schneeball, doch inzwischen ist er zu einer Lawine geworden, die alles überrollen will, was sich ihr in den Weg stellt und nicht stark genug ist. Wir aber sind stark genug, glaube es mir.«

»Das möchte ich gern«, flüsterte der Einsiedler. »Wirklich. Aber kann ich es?«

Zum erstenmal sprach Kara. Die gesamte Zeit über hatte sie geschwiegen und sich den Dialog angehört. Sie hob ihr goldenes Schwert, und die schmale, leicht gebogene Klinge warf einen blitzenden Reflex. »Es ist besser, so glaube ich, wenn ich draußen einmal nachschaue. Bleibe du hier, Myxin, das andere erledige ich schon.«

Staunend hatte Olaf Sörskold den Worten der rätselhaften Frau gelauscht.

»Wer ist sie denn?« fragte er.

Ein feines Lächeln umspielte Karas Lippen, bevor sie antwortete. »Du wirst mich nicht kennen, die wenigsten kennen mich. Ich bin nur die Begleiterin des Magiers.«

»Ach so…«

Mit ihrer Antwort hatte Kara natürlich untertrieben. Sie war mehr als nur eine Begleiterin, denn sie wurde auch die Schöne aus dem Totenreich genannt, wobei ihr niemand ansah, daß ihr Alter mit

10.000 Jahren anzugeben war.

Ihr Vater Delios war ein berühmter Prophet und Weißer Magier im alten Atlantis gewesen, und sie, Kara, hatte sein Erbe übernommen, von dessen rein sichtbaren Gaben ihr nur das Schwert geblieben war, während das wichtigste, der Trank des Vergessens, verschollen war. Kara befand sich immer auf der Suche nach ihm. Ihre Gegner hatten jedoch ein ausgezeichnetes Versteck gefunden, denn sie wußten genau, daß es gefährlich für sie werden konnte, wenn Kara den Trank des Vergessens zu sich nahm. Dann war sie in der Lage, ihren Geist vom Körper abzuspalten und Dämonenreiche zu durchwandern, die bisher dem menschlichen Auge verschlossen geblieben waren. Zwar konnten Kara und Myxin sich innerhalb eines magischen Feldes selbst an entfernt gelegene Orte teleportieren, aber die finstersten Dimensionen blieben beiden noch verschlossen.

Erst wenn Kara den Trank besaß, konnte sich dies ändern.

»Wenn irgend etwas geschieht, dann rufe mich«, sagte die Schöne aus dem Totenreich und verabschiedete sich nickend von den beiden so verschiedenen Männern, die jedoch ein gemeinsames Ziel hatten, die Vernichtung des Bösen.

Sie schauten Kara so lange nach, bis die zugeschlagene Tür sie verdeckte.

Olaf Sörskold sprach nicht mehr über sie, sondern hob den Kopf und schaute zur Decke. »Siehst du das Blut dort glänzen?« fragte er. »Und auch das an den Wänden?«

»Ja.«

»Das sind die Vorzeichen. Es ist das Blut der Gerechten, die unter der Knute des Herrn der roten Hölle ihr Leben lassen mußten. Nyrana ist mächtig, fast zu mächtig.«

»Ich warte darauf, bis er sich zeigt.«

Myxin hatte kaum ausgesprochen, als beide die Erschütterung feststellten, die durch das Felsgestein lief. Es hörte sich nach einer Explosion an, aber sie war nicht in der Höhle aufgeklungen, sondern irgendwo draußen.

Ängstlich duckte sich Olaf zusammen, und ebenso ängstlich schaute er zu Myxin hoch. »Das war es«, flüsterte er. »Nyrana hat sein Erscheinen angekündigt.«

Myxin sagte nichts. Aber er sah, daß die Blutnebel dichter wurden. Die Risse in den Wänden hatten sich vergrößert, sie waren zu regelrechten Spalten geworden, aus denen nicht nur der Nebel quoll, sondern auch das Blut stärker floß.

Und noch etwas war zu sehen. Unheimliche Erscheinungen leuchteten in den Felswänden.

Gesichter...

»Da!« schrie der alte Olaf, der die Gesichter ebenfalls gesehen hatte.

»Da, sieh doch, sie schauen uns an. Aus den Felsen haben sich Gesichter geformt. Sie sind nicht tot, sie wollen…« Er brach ab, schluckte und preßte beide Hände gegen sein Gesicht, damit er durch die gespreizten Finger schauen konnte. In der linken Hüftseite knickte er ein und taumelte auf den Schreibtisch zu, ohne die Hände von seinem Gesicht wegzunehmen.

Myxin warf ihm einen kurzen Blick aus seinen unergründlichen Augen zu. Er bemerkte, daß dem Mann keinerlei Gefahr drohte. Deshalb konnte er sich unbesorgt an eine Untersuchung der Höhle machen. Ihn interessierten besonders die Gesichter in den Felsen.

Sie boten ein schauriges Bild, so wie sie aus dem Stein schauten, und sie waren nicht fest in die Wände integriert, denn sie konnten sich bewegen.

Ihre Augen rollten, die Lippen zuckten, ebenso die Wangen, so daß es schien, als wären sie aus Gummi.

Vor einem Gesicht, es war das eines alten Mannes, blieb Myxin stehen. Er hob den Arm, spreizte seine Finger und tastete über die untere Hälfte des Gesichts.

Es zuckte. Gleichzeitig wurde die Masse hart, und das Gesicht verwuchs mit dem Stein.

Als leere Maske blieb es zurück.

Selbst Myxin war von dieser Reaktion überrascht. Als er sich umdrehte, saß der Einsiedler an seinem Schreibtisch, hatte Arme und Beine ausgestreckt. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen aufgerissen. Aus ihnen starrte er auf die Felswand und schrie: »Sie sind es. Ja, sie sind es. Die Gesichter der Gerechten, die all ihr Blut verloren haben. Sie kommen zurück. Sie wollen hilflos zusehen, wie Nyrana sich der Welt bemächtigt. Der Herr der roten Hölle ist nicht nah, er ist da. Ich… ich… ich.«

Sein letztes Wort endete in einem Schrei, denn aus einem der blutroten Nebelschleier flog etwas auf ihn zu.

Es war der braune Stab.

Haargenau traf es ins Ziel. Er durchbohrte die Brust des Einsiedlers so hart, daß er am Rücken wieder hinaustrat und die Spitze noch nachwippte.

Etwas Schreckliches geschah mit Olaf Sörskold. Sein Körper schrumpfte zusammen, als hätte man ihm sämtliche Säfte entzogen. Gleichzeitig drang aus seinen Poren das Blut, näßte seine Kleidung und tropfte schließlich zu Boden, wo es große Lachen bildete.

Nyrana verschwendete keinen Blick mehr an sein Opfer. Er trat aus dem Blutnebel und hatte sich Myxin, den kleinen Magier als nächstes Ziel ausgesucht.

Myxins Blick haftete nicht auf der Gestalt des alten Dämons, wo die Stellen blutrot schimmerten, die nicht mehr mit seiner Haut bedeckt

waren, er sah auf etwas ganz anderes.
Denn in der rechten Hand hielt der Dämon die ausgefahrene Dämonenpeitsche…

***

Wir saßen in der Falle!
Zwar lauerten keinerlei Zombies oder Dämonenwesen auf uns, aber die Situation, in der wir steckten, war ebenso schlimm, wenn nicht sogar gefährlicher. Gegen dämonische Wesen konnten wir uns wehren, gegen die Blutgeysire nicht. Da fiel mir wirklich nicht ein, wie ich sie stoppen sollte.
Obwohl ich Suko nicht sah, weil die aus der Erde sprudelnde heiße Fontäne mir die Sicht verdeckte, ahnte ich, daß es ihm ähnlich erging wie mir.
Ihm war es ebenso unmöglich, von seinem Platz wegzukommen. Wir konnten beide nur hoffen, nicht voll und direkt von einer dieser heißen Blutsäulen getroffen zu werden.
Ich hatte mich zu Boden geworfen und lag eng an den Hang gepreßt. Dabei ließ ich die gewaltige Säule nicht aus den Augen. Etwa 20 Yards vor mir schoß sie aus der Erde.
Ein dicker, roter, heißer Strahl, begleitet von einem Fauchen und blutigen Nebelschleiern. Er stieß in die Luft hinein, bis er an Druck und Geschwindigkeit verlor, um sich zu einem Pilz auszubreiten, bevor dieser nach unten fiel.
Wieder gerieten wir in einen Blutregen. Wo er zu Boden klatschte, da zischte es, und der Schnee schmolz, so daß braunes Erdreich zum Vorschein kam.
Ich brüllte gegen das Zischen und Donnern der Geysire an. Suko konnte mich nicht hören. Die Geräusche waren einfach zu laut, so daß ich es sein ließ.
In diesen Augenblicken war sich jeder selbst der nächste, und ich wollte einen Ausweg finden, ohne von den heißen Blutmassen erfaßt und den Hang hinuntergespült zu werden.
Als der Geysir aufplatzte, hatten sich Suko und ich uns genau zwischen ihm befunden. Ich spürte zwar die Hitze, aber das herabfallende heiße Blut traf mich nicht. Nachdem es den Schnee geschmolzen hatte, war es bereits so weit abgekühlt, daß es keine Gefahr mehr bildete.
Vor mir befand sich eine, in meinem Rücken die zweite, und dann schräg nach rechts und links versetzt die Fontänen drei und vier. Sie hatten ein richtiges Quadrat um mich gebildet, das zum Glück ziemlich groß war, denn ich sah durchaus Möglichkeiten, diesem Quadrat zu entschlüpfen.
Zurück wollte ich nicht. Ich hatte das Ziel, die Hütte, nach wie vor

im Auge. Momentan konnte ich sie nicht sehen, da mir die roten Dämpfe die Sicht nahmen.

Sie nahmen mir allersings nicht nur die Sicht, sondern störten auch die Atmung. Es war unmöglich, für mich, normals Luft zu holen. Die Hitze, der rote Nebel, der Qualm, dies alles reduzierte den Sauerstoffgehalt, so daß ich häufiger als sonst einatmen mußte.

Wie ein Betrunkener taumelte ich voran. Dabei hatte ich die Arme ausgestreckt, damit ich mich am Boden abstützen konnte. Noch immer brodelte und kokelte es in der Erde. Träge wallten die Schleier den Hang hinab und gleichzeitig auch hinauf. Als rötliche, unheimliche Gebilde krochen sie auf mich zu, so daß ich sie nicht umgehen konnte und hineintauchen mußte.

Dann versuchte ich vorher, so tief wie möglich einzuatmen, denn innerhalb der Blutwolke war es unmöglich.

Die Wolke lebte.

Während ich darauf wartete, sie durchkriechen zu können, vernahm ich aus der Wolke Stimmen. Es waren klagende Laute, doch sie versuchten, mir Mut zuzusprechen.

Im Zentrum des blutigen Nebels wisperte und raunte es. Ich verstand die Sätze nur halb und mußte mir den Rest zusammenreimen.

...unser Blut hat ihn gespeist... Atlantis ist verschwunden… die Gerechten ebenfalls… das Blut der alten Rasse… vorbei… alles vorbei… versuchen… Kampf… nicht kommen… Gefahr… große Gefahr…

Mehr hörte ich nicht, denn ein Windstoß fuhr in die roten Schleier und fetzte sie auseinander.

Ich konnte besser atmen. Am Hang lag ich, hatte meine Hände in aus der Erde wachsende Steine gekrallt und atmete keuchend. Vor mir schoß weiterhin einer der unheimlichen Geysire in die Höhe. Sein zurückfallendes Blut sammelte sich, wurde zu einem kleinen Bach, der mich an der linken Seite passierte.

Ich mußte weiter, denn mein Ziel lag noch ein ziemliches Stück entfernt. Dann vernahm ich das Rumoren. Unter mir schien die Erde aufgebracht zu sein, richtig wütend, denn sie begann zu zittern.

Da passierte es.

Hatte ich für einen Moment die schreckliche Angst gehabt, daß direkt unter meinen Füßen die Erde aufbrechen und der kochende Lavastrahl in die Höhe schießen würde, so sah ich mich zum Glück getäuscht.

Weiter vor mir brach die Erde auf. In hohen Ladungen spritzten Sand und Steine in die Höhe, bevor die kochende blutige Säule folgte, und ich erkannte, wie ein Mann schräg zum Hang hin lief, um sich vor den herabfallenden heißen Massen in Sicherheit zu bringen.

Es war Suko.

Der Chinese hatte es weiter geschafft als ich. Ich brüllte seinen Namen, winkte, und er gab seinem Körper noch mehr Schwung. Für ihn ging es wirklich um Sekunden. Wenn er von den herabfallenden Massen erfaßt wurde, war es wirklich aus.

Da half ihm nichts mehr.

Was in Wirklichkeit in sehr kurzer Zeit ablief, kam mir unheimlich lang vor. Bis Suko plötzlich ausrutschte, sich aber hervorragend unter Kontrolle bekam, mehrmals überschlug und es ihm tatsächlich gelang, aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich der blutigen und glühenden Massen zu gelangen.

Der Chinese war durch seine Aktion wieder ein Stück zurückgefallen. Er lag ungefähr mit mir auf einer Höhe. Als er den Kopf anhob, sah er auch mich. Sein verzerrtes Gesicht machte mir klar, welche Strapazen hinter ihm lagen, und Suko robbte auf mich zu, während das heiße Blut den Hang hinabströmte.

Dabei wußten wir nicht einmal, ob Lava, Blut oder beides gemischt war. Auf jeden Fall spielte unser Gegner mit den Kräften der Erde, und er schaffte es, sich seine Feinde vom Hals zu halten.

»Wie es aussieht, werden wir dieses Haus wohl nie erreichen«, sagte der Chinese keuchend.

»Da kannst du recht haben.«

»Und jetzt?«

»Zum Wagen können wir auch nicht. Nur durch einen gewaltigen Umweg. Aber das hat keinen Sinn…«

»Irgendwann werden dich die heißen Blutströme zu packen kriegen und hinwegspülen«, prophezeite mir der Chinese, der ansonsten kein Pessimist war, aber hier anders dachte. Vielleicht sogar realistisch.

Wenn ich es nicht genau gewußt hätte, so hätte ich ohne weiteres annehmen können, dieses Abenteuer auch in einer anderen Dimension zu erleben. Die Glut, den Rauch, die Hitze, das waren Anzeichen für die Dimensionen des Grauens, wo sich die Schwarzblütler am wohlsten fühlten. Während ich hustete Und mir die Tränen aus den Augen liefen, richtete ich mich innerlich auf einen Rückzug ein.

Allerdings hatte ich nicht mit Sukos Energie und Willenskraft gerechnet. »Ich will die Peitsche zurück! « knirschte er verbissen.

»Das kann dein Tod sein!«

»Wir müssen es jedenfalls versuchen.« Er machte den Anfang und kroch vor, doch mir gelang es, ihn am Bein festzuhalten.

»Nein, bleib hier!«

Liegend drehte Suko den Kopf. »Willst du einfach aufgeben?« schrie er mich an.

»Auf keinen Fall. Aber noch ist uns nichts passiert. Die Blutgeysire kommen auch irgendwann einmal wieder zum Stillstand.«

»Bis dahin hat uns das heiße Zeug längst den Hang hinuntergespült!«

hielt er dagegen.

Unrecht hatte Suko mit dieser Folgerung nicht. Aus den Bächen waren inzwischen wahre Flüsse geworden, die breit und träge den Hang hinunterflossen, regelrechte Rinnen in die Erde wuschen und auch allerlei Geröll talwärts schafften.

Wir steckten tatsächlich in der Klemme. Wie wir es auch anfaßten, es war verkehrt.

»Zur Seite, John!« schrie der Chinese und wälzte sich schon herum, als ein breiter blutiger Strom auf uns zuschoß.

Ich kroch auf Händen und Knien weg. Meine Angst, überspült und getötet zu werden, wuchs.

Noch einmal hatten wir Glück. Der Strom berührte uns beide nicht. Er schäumte rechts an uns vorbei. Die blutigen Schlieren rösteten fast die Haut.

Keuchend schnappte ich nach Luft, denn der Strom brachte auch die langen, blutigen Schleier mit, die uns den Sauerstoff entrissen. Auch merkte ich, daß meine Kräfte schwächer wurden. Ich näherte mich langsam aber sicher dem Zustand, wo einem alles egal ist und man kurzerhand liegenbleiben will.

»John!«

Ich hatte die Augen für einen Moment geschlossen gehabt, als Sukos Schrei mich aus der momentanen Lethargie riß.

»Da, John, am Haus!«

Ich stemmte mich hoch. Meine Augen wurden groß. Der Wind stand sehr günstig, er hatte die Blutwolken für einen Moment vertrieben, und die Sicht auf die Hütte war klar.

***

Dort hatte sich die Tür geöffnet, und eine Frauengestalt stand auf der Schwelle.

Ein schmales, etwas bleich wirkendes Gesicht, das durch den Widerschein der roten Ströme ein wenig dunkler wirkte. Die Frau hielt ein Schwert in der Hand, dessen Klinge golden schimmerte.

Es war keine geringere als Kara, die Schöne aus dem Totenreich!

Es war Myxin nicht anzusehen, welche Empfindungen in diesen Augenblicken durch seinen Kopf schossen, sein Gesicht blieb dabei unbewegt und nicht ein Zucken seiner grünen Haut verriet, daß er überhaupt Gefühl zeigte.

Anders der Herr der roten Hölle.

Er wußte von Myxin. Ihm war bekannt, daß sich der kleine Magier die aus seiner Haut gefertigte Dämonenpeitsche zum erstenmal genommen hatte, und eine uralte Rache schien sich für Nyrana zu erfüllen.

»Endlich habe ich dich!« knurrte er.

»Wieso?« fragte Myxin.

Da lachte der Herr der roten Hölle auf. Er deutete auf seine in die Haut eingeätzten roten Streifen. »Sieh mich an! Schau genau her, denn hier fehlt etwas. Aus meiner Haut wurde die Dämonenpeitsche hergestellt, und du warst der erste, der diese Waffe in Besitz genommen hatte. Eine Waffe; die ich nie gewollt hatte, die man mir jedoch aufgezwungen hatte. Ich mußte mich opfern, damit die Peitsche hergestellt werden konnte. Mächtige Dämonen zwangen mich dazu, aber dies ist jetzt vorbei. Ich habe mir die Peitsche zurückgeholt, und nicht nur das, ich habe auch diejenigen kennengelernt, die sich ihrer bemächtigten. Ein Chinese hatte sie als zweiter bekommen; aber du hattest sie als erster Besitzer, und ich schwor mir, all die zu töten, die sich mit meiner Peitsche abgegeben haben. Diesen Schwur werde ich halten, oder ich habe ihn schon zum Teil erfüllt, denn der zweite wird sicherlich nicht mehr am Leben sein.«

»Du meinst den Chinesen?«

»Ja, Myxin. Er hat tatsächlich den Weg zu mir gefunden, doch ich habe die Kräfte der Natur eingesetzt, die tief in diesem Berg schlummerten. Aus dem Erdinnern habe ich sie hervorgeholt. Die blutigen, kochendheißen Geysire, die alles Leben vernichten, auch das der Menschen. Kaum jemand ahnt, was im Innern der Erde noch lauert. Die Großen Alten haben nichts vergessen. Ihre Magie hat nach wie vor Bestand. Sie ist zwar eingeschlafen, aber sie wird nach und nach geweckt. Ich bin einer ihrer Vorboten, und werde ihnen den Weg ebnen.«

Dämonen machen immer große Worte, das wußte Myxin genau. Schließlich hatte er einmal selbst zu ihnen gehört. Aber Nyrana brauchte keine großen Worte zu machen. Was er sagte, das stimmte. Die Großen Alten waren nicht vernichtet, sie hatten den Untergang des Kontinents Atlantis überstanden, und sie wollten zurückkehren.

Myxin zeigte sein Erschrecken nicht, aber er dachte an Suko. Sollte der Chinese tatsächlich von den brandheißen Blutgeysiren vernichtet worden sein? Was war dann mit John Sinclair geschehen, denn Myxin war auch bekannt, daß kaum einer der Männer allein in den Kampf zog. Wo einer war, da befand sich auch der andere in der Nähe.

»Und jetzt willst du mich töten?« fragte Myxin.

»Ja. Und zwar durch eine besondere Art und Weise, wie ich es mir immer vorgestellt habe.« Sein Gesicht mit der dunklen, wie Leder wirkenden Haut verzog sich. »Durch die Peitsche, Myxin. Du sollst und du wirst durch die Peitsche dein Leben lassen.«

»Dann fang an!«

»So mutig?« höhnte der Herr der roten Hölle und kam einen Schritt vor, wobei er sich weiter von der Blutwolke entfernte. Er warf dabei einen knappen Blick auf den toten Olaf Sörskold. Schräg lag der Mann

in seinem Stuhl. Er war zur rechten Seite gekippt, ihm konnte niemand mehr helfen.

»Warum hast du ihn getötet?« erkundigte sich Myxin.

Er wollte ein wenig Zeit gewinnen, denn vielleicht kam Kara rechtzeitig genug zurück, damit sie ebenfalls in den unvermeidlich gewordenen Kampf eingriff.

»Warum?« schrie der Dämon. »Er war zu schlau, viel zu schlau.« Dabei ging er einen weiteren Schritt vor, und Myxin erkannte, daß sich an den Oberschenkeln des Dämons ebenfalls rote Streifen befanden, die tief in die Haut schnitten. »Dieser Tote da hat in seinem Leben sehr genau geforscht und einige Zusammenhänge entdeckt. Er war nicht dumm, kein Ignorant wie die meisten Menschen es zum Glück sind. Er sah Zusammenhänge und wußte sie auch richtig zu deuten. Doch jeder, der sich auf unsere Spur setzt, wird vernichtet. So habe ich nicht nur geschworen, sondern auch die Großen Alten.« Er streckte den Arm aus und bewegte ihn gleichzeitig, als wollte er die drei Riemen der Peitsche ausschütteln.

»Diesmal ist es die echte«, flüsterte er. »In London war es eine Nachbildung.« Er hatte die Worte zwar an Myxin gerichtet, doch der Magier begriff sie nicht, da er von den Ereignissen in London nichts wußte. »Du hast die Waffe zwar als Dämon besessen, Myxin, aber sie ist noch nie gegen dich erhoben worden, und du bist auch gegen sie nicht immun. Ich kann dich damit in Stücke schlagen…«

Kaum hatte er das letzte Wort haßerfüllt hervorgestoßen, als er lossprang und zuschlug…

***

»Verdammt, das ist Kara!« rief ich. Das heißt, ich glaubte zu rufen, doch nur ein Krächzen drang aus meiner Kehle. Der Rauch, die Hitze, der Qualm, sie hatten meine Stimme verändert und schienen den Rachen zerfressen zu haben. Nach den Worten mußte ich keuchen und würgen, so daß ich für eine Weile mit mir selbst genug zu tun hatte.

Anders Suko.

Er hatte sich halb aufgerichtet und winkte mit der freien Hand, während er mit der anderen das Schwert festhielt.

Kara stand vor der Tür. Ihr Kopf bewegte sich. Sie schaute auf die aus der Erde stoßenden Blutgeysire, sah die trägen, roten Wolken und entdeckte auch Suko und mich.

Wenigstens mußten wir das annehmen, denn plötzlich ging ein Ruck durch ihre schmale Gestalt.

Suko winkte weiterhin. Erst als Kara sich in Bewegung setzte, sank auch sein Arm nach unten.

Sie wollte uns helfen.

Aber begab sie sich nicht dabei selbst in die allergrößte Gefahr? Fast

leichtfüßig schritt sie den Hang hinab, und sie hatte Kurs auf Suko genommen. So viel konnte ich noch erkennen, bevor der nächste rote Nebelstreifen mir wieder die Sicht nahm. Wenn Kara jedoch den Weg beibehielt, mußte sie einen der Geysire passieren, und der würde auch sie vernichten. Als die Sicht wieder etwas klarer wurde, da sah ich sie schon dicht neben einem Geysir.

Ich wollte ihr eine Warnung zuschreien, weil sie im nächsten Augenblick unter den blutigen heißen Massen verschwinden mußte, da zeigte Kara ihr ganzes Können.

Mit einer gleitenden Bewegung wich sie zur Seite, und bevor der Blutregen sie erfassen konnte, stieß sie das Schwert mit der goldenen Klinge in die Fontäne.

Was danach geschah, war nur mit dem Sammelbegriff Weiße Magie zu erklären.

Die Fontäne verschwand.

Aus dem flüssigen, dicken Blut wurde Staub. Als hätte jemand eine rote Staubwolke in die Luft geblasen und daraus einen gewaltigen Pilz geformt, so kam mir die Wolke vor. Sie wurde vom Wind erfaßt und trieb weiter, bevor sie sich mit der übrigen Luft vermengte und sich kurzerhand auflöste.

Das sah Kara nicht mehr. Sie war unterwegs, rutschte schräg den Hang hinab und nahm sich den zweiten Geysir vor.

Mit ihm geschah das gleiche. Noch in der Luft trocknete die Fontäne aus. Der Weg für uns war frei.

Aber wir gingen ihn nicht. Suko und ich hockten auf dem Boden und staunten. So etwas hatten wir noch nie erlebt, und wir mußten zugeben, daß die Magie der goldenen Klinge wahrlich ungeheuer stark war. Konzentriert ging Kara vor. Sie löschte die glutheißen Blutgeysire, und gewaltige rote Wolken trieben hinunter in das Tal, wobei sie sich dicht am Hang hielten und wie durchsichtige, riesige Bälle rollten.

Suko und ich hatten uns aufgerichtet. Ich pumpte die Luft in meine malträtierten Lungen. Zwar konnte ich noch immer kaum sprechen, weil ich meine Kehle mehr mit einem Reibeisen vergleichen konnte, aber es war geschafft.

Kara hatte uns gerettet.

Als sie sämtliche Blutgeysire gelöscht hatte, winkte sie uns zu. Wir sahen, wie sie lächelte. Dann kam sie zu uns. Ich war auch nicht stehengeblieben, sondern den Hang hochgeklettert, um Kara neben Suko stehend zu erwarten.

»John Sinclair und Suko«, sagte sie mit leiser Stimme. »Ich freue mich wirklich.«

»Und wir erst«, sagte ich.

Suko nickte. Seine Augen strahlten. Er sprach auch in meinem

Namen der schönen Kara seinen Dank aus.
Sie winkte ab. »Es war halb so schlimm wie es aussieht.«
»Wir konnten es nicht schaffen«, hielt ich ihr entgegen. »Trotz meines Kreuzes.« Dabei hob ich die Schultern. »Die Hitze war zu stark, wir wären verbrannt.«
»Ich spürte sie nicht.«
»Wie kam das?«
»Weil ich um 10.000 Jahre älter bin als du, John. Ich habe diese Geysire schon im alten Atlantis kennengelernt. Aus der Zeit weiß ich, daß man sie mit dem Schwert besiegen kann.«
»Gehören sie wirklich zu den Großen Alten?« fragte ich.
»Im Prinzip schon. Nur gehorchen sie auch dem Herrn der roten Hölle. Er hat sie wieder aktiviert.«
»Dann kennst du ihn?«
»Ja, auch aus alter Zeit. Er hat in einer unwirtlichen Landschaft gewohnt, die wir rote Hölle nannten, weil dort die Blutnebel wie Fahnen umherzogen.«
»Das haben wir erlebt«, sagte Suko.
Karas Gesicht wurde ernst. Dann runzelte sie die Stirn. »Es ist seltsam«, sagte sie leise, »aber die alten Prophezeiungen erfüllen sich immer wieder. Ich weiß auch nicht, wieso das alles geschieht, doch wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen. Die Magie von Atlantis und die Großen Alten bergen noch unzählige tödliche Überraschungen, das ist wirklich nicht übertrieben.«
Da hatte sie ein wahres Wort gesprochen. Und plötzlich fiel mir der kleine Magier ein.
»Hast du Myxin mitgebracht?«
»Ja.«
»Wo steckt er?«
Sie deutete zum Haus hoch. »Direkt dahinter liegt eine große Höhle. Man kann sie vom Haus aus betreten. Dort werden wir auch Myxin treffen.«
»Und was ist mit dem Besitzer des Hauses?«
»Er ist auch da.«
»Wie der Herr der roten Hölle«, murmelte Suko.
Kara sah den Chinesen etwa zwei Sekunden lang an, dann nickte sie und sagte: »Kommt!«
Es gab nichts, was wir in diesen Augenblicken lieber getan hätten…

***

Myxin hatte längst mit einem Angriff gerechnet und sich auch entsprechend eingestellt. Als die Riemen der Dämonenpeitsche auf ihn zufuhren, da sprang er zur Seite. Er mußte wirklich sehr viel Kraft in den Sprung legen, denn die drei Riemen fächerten auseinander, so daß

sich die Treffsicherheit erhöhte.

Myxin wußte nicht, ob die Peitsche ihn töten konnte. Manchmal wirkte sie gegen Menschen, manchmal nicht. Es kam darauf an, wie dieser Mensch zu den Dämonen stand. Befand er sich auf ihrer Seite, da reagierte auch die Peitsche. Ansonsten fügte sie einem Menschen nur normale Schmerzen zu.

Myxin war in gewisser Hinsicht ein Zwitter. Kein echter Mensch, aber auch kein Dämon. Er tendierte mehr zu einem Weißen Magier und bewegte sich dabei auf einem sehr schmalen Grat.

Da er sehr viel Schwung in seinen Sprung gelegt hatte, duckte er sich ab und drehte sich gleichzeitig, so daß ihm auch Nyrana erst nachlaufen mußte, um ihn mit der Peitsche zu erwischen.

Myxin verschwand in der Höhle. Schon bald umspielten ihn die ersten Blutnebel. Sie verzerrten seine Gestalt und boten ihr auch Deckung.

Nyrana lachte. »Du entkommst mir nicht, auch wenn du dich verkriechst, du Hund!«

Myxin hatte sich entschlossen, einen Gegenangriff zu starten. Zwar besaß er noch nicht seine vollen magischen Kräfte, aber er schaffte es mittlerweile allein durch seine Geisterkraft, Materie zu bewegen und zu zerstören.

Er streckte die Arme vor, spreizte dabei seine Finger, und aus diesen zuckten plötzlich helle Blitze hervor, die so schnell Kurs auf Nyrana nahmen, daß dieser nicht ausweichen konnte und deshalb getroffen wurde.

Für den Bruchteil einer Sekunde stand der Dämon inmitten eines hellen Blitzgewitters. Die hellen, gelben Speere durchbohrten seinen Körper, bissen haarfeine Löcher, doch sie zerstörten ihn nicht, sondern wurden absorbiert.

Der Herr der roten Hölle lachte schallend, wobei sein Gelächter durch die Höhle hallte. »Mit so etwas hat man mich schon im alten Atlantis nicht besiegen können, nein, da müssen andere Waffen kommen, Myxin. Ich habe dich doch überschätzt, so mächtig bist du nicht.« Bei diesen Worten schlich er geduckt auf den kleinen Magier zu, Myxin hatte angenommen, mit seiner Gegenwehr den anderen schwächen zu können, doch Nyrana war zu stark. Locker hielt er die Peitsche. An den Stellen, wo die Haut aus seinem Körper geschnitten war, glühte es dunkelrot, und sogar feine rötliche Dämpfe stiegen daraus hervor. Überhaupt war die Höhle prall gefüllt mit Schwarzer Magie. Sie war überall vorhanden. In den Wänden, dem Nebel und im Boden.

Noch bewegten sich die Gesichter, wurden Augen weit aufgerissen, öffneten sich Münder und formten Schreie, die jedoch nie gehört werden konnten.

Die toten, blutleeren Gerechten schauten dem unheimlichen Kampf zwischen den beiden Feinden zu.

Myxins Augen waren starr auf weinen Gegner gerichtet. Er strengte sich an, konzentrierte sich auf den Schreibtisch, hinter dem Sörskold immer gesessen hatte, und er schaffte es, durch seine geistige Kraft, das Möbel in die Höhe zu hieven.

Vielleicht ahnte der andere die Gefahr. Als er es bemerkte, war es auf jeden Fall zu spät. Da krachte der Schreibtisch bereits in seinen Rücken und schmetterte den Dämon zu Boden.

Natürlich konnte er ihn nicht töten oder in die Bewußtlosigkeit stoßen, aber diese Attacke hatte dem kleinen Magier einen Zeitgewinn gebracht, den er augenblicklich nutzte.

Während Nyrana noch unter dem Schreibtisch am Boden lag, huschte Myxin aus der roten Nebelwolke wie ein Schatten an seinem Gegner vorbei.

Sein Ziel war der Tote, denn in seinem Körper steckte noch die Lanze des Dämons.

Wenn es eine Waffe gab, die Nyrana vielleicht töten konnte, dann dieser seltsame Stab.

Der Dämon fluchte böse. Er hatte mit diesem Trick nicht gerechnet, wälzte sich unter dem schweren Schreibtisch hervor und mußte dabei mit ansehen, wie Myxin auf die fast mumifizierte Leiche zulief und nach dem Stab griff.

Der kleine Magier besaß im Rücken keine Augen. Dann hätte er vielleicht das Erschrecken auf dem Gesicht des Dämons erkannt, denn Myxin hatte genau das richtige getan.

Da die Haut des Toten porös und aufgelockert war, hatte Myxin keine Mühe, den dünnen braunen Stab aus dem Körper zu ziehen. Dabei knisterte die Haut wie verbranntes Papier, und schwarze Flocken stäubten aus der Wunde.

In der rechten Hand hielt der kleine Magier die lange braune Stange, als, er damit herumkreiselte. »So«, sagte er, »jetzt sehen die Chancen schon etwas besser aus!« Ein Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

Er blickte nicht nur auf den Herrn der roten Hölle, der sich inzwischen erhoben hatte, sondern sah sich auch den seltsamen Stab an. Er bestand aus einem festen, dennoch dehnbaren Material. Am besten mit dickem Vollgummi zu vergleichen, das sich auch dehnen sowie biegen ließ. Myxin hielt den Stab wie eine Lanze. Vorn wurde er zu einer Spitze, zwar nicht hart wie Metall, aber dennoch so gefährlich, daß sie weichere Gegenstände bestimmt durchbohrte.

Mit der seltsamen Lanze in der Hand schlich Myxin vor. Seine Pupillen blieben dunkle Kreise, und nur die geduckte Haltung des kleinen Magiers verriet, daß auch er unter Spannung stand.

»Willst du es damit schaffen?« Nyranas Stimme klang unsicher, ebenso wie sein Lachen.

»Ja, damit werde ich dich töten!« flüsterte Myxin, »und das ist ein Versprechen!«

»Niemand kann mich töten, und schon gar nicht so ein Zwerg wie du.«

»Es kommt nicht auf die Größe an, Nyrana, das habe ich dir schon einmal vor meinem magischen Schlaf gesagt, als wir uns kennenlernten. Erinnerst du dich noch, wie du mich ausgelacht hast. Damals hast du auch meine Größe verspottet, als ich dich auf meine Seite ziehen wollte, damit wir gegen den Schwarzen Tod angehen. Aber du hast dich den Großen Alten zugewandt, weil du annahmst, daß sie stärker sind, denn sie haben auch den Schwarzen Tod erschaffen. Nun, du hast Lehrgeld zahlen müssen, denn die Großen Alten haben aus deiner Haut die Riemen geschnitten und sie zu einer Peitsche gemacht, die du nun in deiner Hand hältst. Was ist das eigentlich für ein Gefühl, zu wissen, daß man mit einer Waffe kämpft, die aus der Haut des eigenen Körpers hergestellt wurde? Los, sag es mir…« Myxin verspottete den Herrn der roten Hölle, während er weiter vorging und der andere zurückwich. Ein Zeichen, daß er sich fürchtete und der kleine Magier genau das richtige getan hatte, um den Gegner zu vernichten.

Nyrana war bereits so weit hinten, daß die ersten Blutschleier ihn umspielten.

Und auch die Gesichter der Gerechten merkten, daß die Zeit des Dämons zu Ende ging. Während das Licht der Öllampen über die Wände flackerte und ihr Widerschein sich auf den Gesichtern spiegelte, verzogen sich diese zu höhnischen Fratzen. Es sah so aus, als wollten sie Worte ausstoßen und Myxin anfeuern, doch sie blieben stumm, sie lebten und bewegten sich nur mit Hilfe einer unbekannten geisterhaften Magie.

»Bleib stehen und wehr dich!« schrie Myxin plötzlich.

Nyrana knurrte. »Du willst die Peitsche haben, wie?«

»Ja.«

»Gut, du kannst sie bekommen. Ich schlage dir nämlich ein Tauschgeschäft vor.«

»Und wie soll das aussehen?«

»Peitsche gegen Stab!«

Myxin lachte. Er genoß diese Augenblicke, denn zu lange schon hatte er auf einen großen Erfolg warten müssen. In den letzten Jahren war er von Asmodina gedemütigt worden, doch er hatte nicht aufgegeben und mit Hilfe neu gewonnener Freunde alte Kräfte zurückbekommen. Jetzt konnte er sie einsetzen, gemeinsam mit Mut, List und Tücke.

Myxin ging noch zwei Schritte. Da der andere stehengeblieben war,

kam er näher an Nyrana heran, bevor er stoppte. »Willst du wirklich tauschen?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Werde ich dich gehen lassen, Myxin. Unsere Wege trennen sich. Wir schließen einen Burgfrieden, keiner kommt dem anderen in die Quere, und du kannst deine Dämonenpeitsche behalten, die dir so wichtig ist.«

»Aber dir ist der Stab noch wichtiger.«

»Das stimmt, ich brauche ihn.«

»Für wen?«

»Nur für mich.«

Myxin glaubte dem Dämon kein Wort. Zudem kannte er sich bei seinen ehemaligen Artgenossen gut aus. Sie hatten noch nie ehrlich gespielt, sondern immer falsch. Deshalb traute der kleine Magier seinem Gegner auch nicht über den Weg.

Trotzdem lenkte er ein. »Der Vorschlag hört sich wirklich gut an, Nyrana.«

»Das ist er auch.«

»Dann gib mir die Peitsche.«

Aus der Blutwolke, wo der andere stand, erscholl ein Krächzen.

»Nein, so leicht will ich es dir nicht machen, Myxin. Du legst den Stab zu Boden und ich die Peitsche. Wir sind schließlich von dem gleichen schwarzen Blut. Warum sollen wir uns streiten?«

»Ja, warum?« Myxin nickte. Er hatte allerdings eine Bedingung.

»Ich möchte, daß du weiter vorkommst, Nyrana. Weg aus dieser wallenden Blutwolke.«

»Traust du mir nicht, Myxin?«

»Du mir etwa?«

Eine Antwort bekam der kleine Magier nicht, aber der andere kam. Den rechten Arm hatte et erhoben und die Peitsche hielt er schlagbereit in der Hand.

Sein Gesicht war verzerrt. Die wie Leder wirkende Haut spannte sich stark.

Myxin wußte, daß der Dämon mit falschen Karten spielte, denn nach dem zweiten Schritt warf sich Nyrana plötzlich vor. Sein Arm mit der Peitsche fuhr nach unten.

Damit hatte Myxin jedoch gerechnet. Bevor der andere sich versah, warf der kleine Magier den Speer und hechtete gleichzeitig zur Seite, wobei er zu Boden fiel, sich überschlug und erst das schreckliche Röcheln seines Gegners ihn herumriß.

Myxin sah genau, was mit dem Dämon geschah. Der Stab war für Nyrana eine tödliche Waffe. Myxin hatte gut gezielt. In der Körpermitte war die seltsame Lanze in den Dämon hineingefahren und

schaute an der anderen Seite hervor. Und sie hatte sich verändert. Sie zeigte eine feuerrote Farbe, das geheimnisvolle Material war dabei durchsichtig geworden, denn das in der Lanze wirbelnde Feuer hatte den Stab verlassen und breitete sich im Körper des Dämons aus.

Plötzlich schmolz die Haut weg. Darunter kam etwas zum Vorschein, das an rotes Glas erinnerte und sogar durchsichtig war. In langen Bächen rann die Haut am Körper entlang und sammelte sich auf dem Boden zu einer schmierigen Masse.

Noch stand der Dämon, wobei die Lanze ihn durchbohrt hatte. Myxin nahm die Chance wahr, sprang vor und riß Nyrana die Dämonenpeitsche aus den Fingern.

Im gleichen Moment war die Berghöhle von einem gewaltigen Singen und Kreischen erfüllt. Zahlreiche geisterhafte Stimmen vereinigten sich zu einem wahren Tornado. Es wurde der Sterbegesang für einen uralten Dämon, dessen Rache sich nicht mehr erfüllt hatte.

Bewegungslos stand Myxin vor ihm. Der kleine Magier genoß das Gefühl des Sieges und des Triumphs.

Er schaute zu, wie sein Gegner von der eigenen Waffe vernichtet wurde. Mit List und Tücke hatte Myxin ihn geschlagen. Was ihm vor über 10.000 Jahren nicht gelungen war, hatte er nun geschafft.

Der Herr der roten Hölle verging.

Längst hatte sich seine Haut aufgelöst. Nur noch der rötliche, an Glas erinnernde Körper war übriggeblieben, und er sah in diesen Augenblicken aus wie eine nackte Schaufensterpuppe aus durchsichtigem Kunststoff, der allerding keinen Widerstand mehr bot, denn in seinem Innern schlugen Flammen hoch und zerschmolzen ihn endgültig.

Dabei entstand ein schauriges Bild. Die Gesichtszüge wurden weich, sie zerliefen, wobei das heiß gewordene Material in dicken Tropfen zu Boden klatschte und sich mit der dort schon liegenden braunen Masse vereinigte. Es schmolzen auch die Füße weg. Nur der lanzenähnliche Stab blieb. Er hatte wieder seine alte Farbe angenommen, nachdem seine Kräfte abgegeben worden waren.

Nyrana besaß nur noch die Hälfte seiner eigentlichen Größe. Auch die Füße bestanden aus gläsernen Klumpen, die sich wie zäher Sirup weiter ausbreiteten und auf dem Boden verteilten.

Noch einmal schwoll der Gesang an. Er wurde zu einem gewaltigen Sturm, der bis gegen die Decke der Höhle brandete und als schauriges Echo zurückgeschmettert die Ohren des Magiers erfüllte.

Dann brach der Gesang ab, und die Gesichter verschwanden.

Genau in dem Augenblick, als Nyrana endgültig starb.

Myxin drehte sich um. Er sah eine Frau und zwei Männer. Das waren Kara, Suko und ich.

***

Der kleine Magier war der Größte. Er hatte einen gewaltigen Sieg errungen, das gaben wir neidlos zu. Jeder freute sich mit ihm, vor allen Dingen Kara, seine Gefährtin.

Von Nyrana war nur eine erstarrte Masse zurückgeblieben. Seine Lanze jedoch hatte Myxin an sich genommen. Er würde sie auch behalten, denn er brauchte schließlich einen Ersatz für die Dämonenpeitsche. Suko war natürlich überglücklich, daß er sie zurückbekommen hatte, und er konnte das nicht oft genug sagen.

Wir erfuhren schließlich, daß es Tanith, die Hellseherin, geschafft hatte, mit Myxin und Kara Verbindung aufzunehmen und sie über uns zu informieren.

»Ich schätze, daß wir Tanith als Bindeglied zwischen uns gut gebrauchen können«, sagte der kleine Magier, und wir stimmten ihm zu.

Die beiden wollten uns per Teleportation aus der Höhle nach London befördern. Das lehnten wir ab, denn wir mußten noch einiges mit den Behörden regeln.

Zudem lag im Wagen noch mein Ersatzkoffer. Auf ihn und dessen Inhalt wollte ich auch in Zukunft nicht verzichten. Positiv war außerdem zu vermerken, daß wir so völlig wehrlos nun doch nicht waren, gerade was die Großen Alten und deren Magie anging.

Wir sahen wieder ein wenig hoffnungsvoller in die Zukunft...

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 211 »Das Geistergrab«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 208 »Die Killerfische«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 209 »Die Gruft mit dem Höllenauge«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 210 »Drei Leichen im Garten«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 200 »Ich stieß das Tor zur Hölle auf«